

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



März – Mai 2009

Robert Bosch **Stiftung**



:: Porträts der
neuen Preisträger

:: 25 Jahre
Preisverleihung

:: Adelbert
von Chamisso

α alpha bildet ...

**den Geist
das Herz
den Menschen**

**Ausstrahlung der Chamisso-Preisverleihung 2009
am Samstag, 14. März um 22.30 Uhr in der Denkzeit**

1x1 des Rechts • 1x1 der Wirtschaft • alpha-Forum • alpha-Forum-City • alpha-Österreich • Das Kreuz mit der Sch...
Das Sprachprogramm zu DEUTSCH KLASSE • Das Prinzip Lern...
Campus • Planet Wissen • Vom Ahorn bis zur Zwiebel. • Anschli...
Heinz & Co. • Ralph – der Schlaubär aus der Augsburger Puppenk...
meiers Märchen • Reden, die die Welt bewegten • Denker des Abend...
plaus – Musik in BR-alpha • Tagesgespräch • Top-Tipp • Telekolleg • Sch...
Dokumentationen • Programmschwerpunkte • Die Tagesschau vor 25 Jahr...

www.br-alpha.de

chamisso

Autorenförderung wird gelegentlich in Frage gestellt. Böse Zungen behaupten, es gäbe in Deutschland mehr Literaturpreise als Autoren. Das stimmt sicher nicht. Dennoch sollten wir uns die Frage stellen, ob man junge Autoren mit Stipendien ins Brot bringen oder lieber dem harten Existenzkampf aussetzen soll – weil arme Poeten angeblich besser dichten?

Nehmen wir Elias Canetti: wir wissen nicht, wie es sich auf sein Werk ausgewirkt hätte, wenn er in der Mitte der zwanziger Jahre wenigstens für zwei Semester von seinem Chemiestudium an der Wiener Universität befreit worden wäre und sich dank eines Stipendiums oder Preisgeldes mehr Zeit zum Schreiben oder für eine kreative Pause hätte nehmen können.

Vermutlich hätte der 1905 im damals noch türkischen Rustschuk geborene und 76 Jahre später mit dem Nobelpreis für Literatur geehrte Autor mit Freude und einer gewissen Erleichterung auf den Adelbert-von-Chamisso-Preis reagiert. Auch Adelbert von Chamisso selbst, so darf man annehmen, wäre eine finanzielle Unterstützung nicht unwillkommen gewesen. Von der öffentlichen Anerkennung des eigenen Werkes, die mit einer derartigen Auszeichnung einhergeht, ganz abgesehen.

Die Robert Bosch Stiftung feiert die 25. Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises in besonderer Weise und rückt dabei die über fünfzig Autorinnen und Autoren, die seit 1985 ausgezeichnet wurden, ins Rampenlicht. Vielen von ihnen können Sie, liebe Leser, im Laufe dieses Jahres bei Lesungen und Gesprächen begegnen und bisweilen wird auch die Rede sein von der Bedeutung der Würdigung samt ihrer flankierenden Maßnahmen für die Preisträger und ihre literarische Arbeit.

Mit diesem ersten von drei in diesem Jahr erscheinenden Chamisso-Magazinen lade ich Sie herzlich ein, die »Chamisso-Autoren« und ihre Werke näher kennenzulernen.



Dieter Berg
Vorsitzender der Geschäftsführung
der Robert Bosch Stiftung



4 Die deutsche Sprache als Geliebte

Artur Becker

Adelbert-von-Chamisso-Preisträger 2009



10 Die Wortfängerin

Tzveta Sofronieva

Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträgerin 2009



14 Mysterien einer Schneiderei

Maria Cecilia Barbeta

Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträgerin 2009

18 Fremde Worte – Vertraute Welten

Die deutschsprachige Literatur von Schriftstellern anderer Herkunft und Muttersprache

22 Chamisso-Literatur? Chamisso-Literatur!

Deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt

26 Der Herrschaft Zauber ...

Adel, Armut und Kapital bei Adelbert von Chamisso

30 Viele Kulturen, eine Sprache

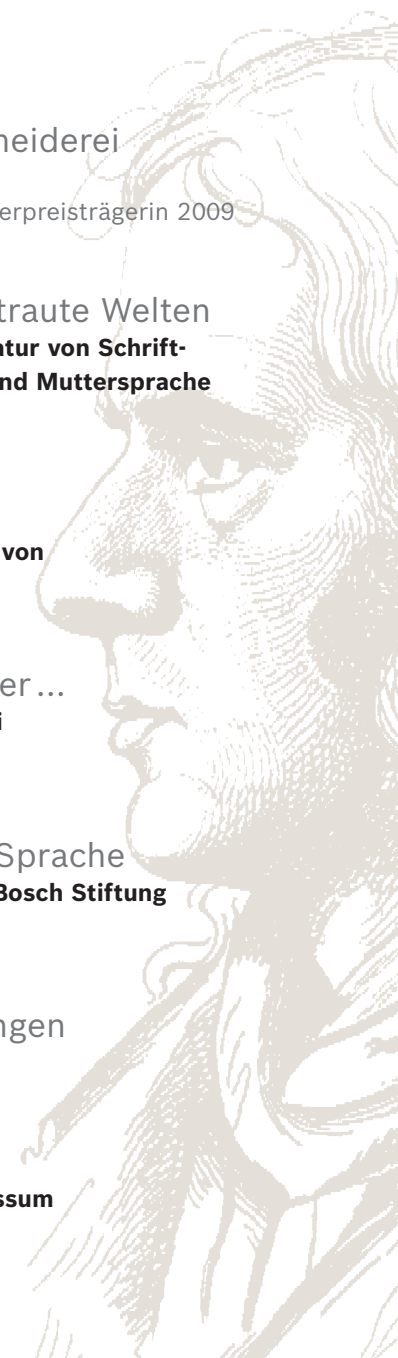
Warum fördert die Robert Bosch Stiftung Literatur?

32 Literaturveranstaltungen

Von März bis Mai

38 Neuigkeiten

Termine – Autoren – Impressum



Die deutsche Sprache als Geliebte

Der aus Polen stammende Autor Artur Becker schreibt auf Deutsch die fantastischsten Geschichten über seine alte Heimat Masuren

Von Vladimir Balzer

Artur Becker ist immer am Schreiben. Er plant schon bis 2011. Oder war es 2012? Egal, was zählen schon Jahre, wenn man bedenkt, dass er genug Material hätte, alle paar Monate einen Roman zu veröffentlichen. Wer sein Verleger sein will, muss das einkalkulieren: diesen Mann muss man nicht antreiben, diesen Mann muss man bremsen. Sein im Herbst erschienener Roman *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* hat 470 Seiten, und das ist schon der stark gekürzte Text. Nein – Artur Becker hat nicht mit geringer Produktivität zu kämpfen oder mit mangelnden Ideen. Ist ein Buch fertig, ist das nächste schon längst in Arbeit. Redet er über ein Thema, sind seine Gedanken schon beim nächsten.

Wenn man Artur Becker zu Hause in dem kleinen Städtchen Verden an der Aller besucht, wird man gleich in die Küche gebeten. Erstens kann man da rauchen und zweitens ist in seinem voll gestellten Arbeitszimmer sowieso kein Platz. Und drittens – es mag ein Klischee sein, aber hier trifft es zu – sind slawische Gastgeber dermaßen um das leibliche Wohl ihrer Gäste besorgt, dass sie diese lieber gleich in die Küche bitten, um die Wege zu verkürzen.

Wer mit dem Zug ankommt, kann Beckers Wohnung gar nicht verfehlen. Aus dem Bahnhof, schräg über den Platz, wo die Regionalbusse abfahren, und schon ist man da. Es sind vierzig Meter vom Zugabteil bis in seine Küche. Artur Becker liebt sein Provinzstädtchen, er kommt gern hier an, aber er will auch schnell weg können. Er war mit Stipendien in Rom und in New York, er ist gern an solchen Orten, er könnte vermutlich überall wohnen, aber es ist seit dreiund-

zwanzig Jahren Verden an der Aller, ein paar Kilometer südöstlich von Bremen: ein Dom, zwei Gymnasien, ein Pferdemuseum, Bürgersteige aus rotem Backstein, ein SPD-Bürgermeister. Aufruhr gab es in Verden an der Aller zum letzten Mal vor ein paar Jahren, als ein Arbeitsloser den Direktor des Arbeitsamtes erstach. Unerwartete Abgründe, mitten in der wohlhabenden niedersächsischen Provinz.

Plötzlich ist der Titel seines Romans wieder da: *Wodka und Messer*. Darin richtet ein Messer viel Unheil an, genauso wie der Alkohol. Zum Schluss soll das Messer endlich in einem verwunschenen masurischen See versenkt werden, damit die Geschichte auch ein Ende hat. Es ist ein Rückkehrer-Roman. Der Held hatte in den 80ern Polen in Richtung Westdeutschland verlassen, kehrt aber nach der Wende für eine kurze Reise in die Masuren zurück. Er bleibt deutlich länger, als er wollte, seine Erinnerungen holen ihn ein – er hat das Gefühl, noch viel von dem verstehen zu müssen, was er damals hinter sich gelassen hatte.

Artur Becker schreibt hier über sich selbst, auch er verließ 1985 Polen und »brannte alle Brücken ab«. Er war gerade sechzehn, als er in den Westen kam, und es war Verden. Hier, am Bahnhof warteten bereits seine Eltern. Wenn man so will, ist er nach der Einwanderung nicht weit gekommen, vierzig Meter. Beckers Vater stammt aus einer deutschen Familie und war damals regelmäßig im Westen, eines Tages blieb er da. Die Ausreise war für Polen einfacher als für DDR-Bürger, es bedurfte vor allem eines Bürgen im Westen. Der ließ sich auftreiben.





In Artur Beckers Bibliothek stehen rechts die deutschen, links die polnischen Bücher.

So stand er also da, der Schüler Artur Becker, er hatte ein paar Platten dabei, genug zu rauchen, die Briefe seiner Freundin Magdalena, die in Polen geblieben war, ein paar Zeilen selbstgeschriebener polnischer Lyrik und nur wenige Worte Deutsch. Ein paar Tage später saß er schon in der Abiturklasse und holte nach, was er konnte. Etwas von der deutschen Sprache hatte ihm seine galizische Großmutter Erna beigebracht, aber im Grunde fing er bei Null an. Erna lebt heute noch in Verden, sie sei »eine einfache Frau«, sagt Artur Becker, aber an eines kann sie sich sehr genau erinnern, wie sie in den letzten Kriegstagen »gefühlte 120 mal« von den Sowjets vergewaltigt wurde. Ihr Mann, Artur Beckers Großvater Jan, soll von einer jüdischen Mutter abstammen, aber das weiß keiner so genau. Nur eins ist sicher: Er hat sich tot gesoffen, so wie einige Männer in Beckers Romanen, und Jan soll ein Foto des damals vierjährigen Artur in der Hand gehalten haben, als er offen im Sarg lag. Niemand aus der Trauergemeinde soll gewusst haben, wer dem Toten dieses Foto in die Finger geschoben hatte. Sicherheitshalber wurde es ihm wieder entrissen. Das Foto gibt es noch, und Artur Becker mag diese Art von Geschichten.

Tod kann Bitterkeit und Leiden bedeuten, er kann aber auch etwas Absurdes sein. Beckers Texte sind voll davon, voll von schwarzem Humor. In *Wodka und Messer* ist der Tod der Auslöser von Geschichten zu seiner Überwindung. Der Rückkehrer trauert seiner ersten Liebe nach, die auf der Flucht vor kommunistischen Geheimdienstlern in einen See eingebrochen und ertrunken war. Die Frau, in die er sich dann bei seiner Rückkehr verliebt, sieht ihr ähnlicher, als es ihm lieb sein kann. Sie erklärt sich bereit, die Rolle der Toten zu übernehmen. Eine absonderliche Wiederauferstehung.

Geschichten über Geschichten

Auch der Roman, an dem Artur Becker gerade schreibt, handelt von Tod und Erinnerung. Ein polnischer Verwandter des Helden stirbt ausgerechnet auf Besuch in Deutschland, ausgerechnet zu Allerseelen. »Einwanderer kommen erst wirklich an, wenn jemand der ihren im neuen Land stirbt«, sagt Artur Becker, wenn er über seinen neuen Text spricht. »Oder jemand

der ihren wird geboren«, fügt er hinzu, denn nur der Tod, das wäre wohl etwas wenig, auch wenn er die meisten Geschichten birgt. Artur Becker braucht sie, seine Toten aus der Heimat, oder wie er es in einem Essay beschreibt, er lädt sie ein in sein deutsches Arbeitszimmer, »damit wir uns unsere Geschichten zu Ende erzählen können«.

Diese und andere Geschichten – seien sie nun in Beckers Büchern oder in der Wirklichkeit passiert – sind tagtäglich bei ihm, aus ihnen schöpft er seine nächsten Ideen. Nicht nur die deutsche Familie seines Vaters, auch die polnische seiner Mutter bietet noch viel Stoff, denn Beckers Großmutter mütterlicherseits war polnische Zwangsarbeiterin bei Hannover. Die Geschichten dieser Familie hatte er dabei, als er mit seinen sechzehn Jahren in Verden aus dem Zug stieg.

Als er den jungen Schriftsteller Ende der 80er kennenlernte, so erinnert sich heute sein erster Verleger Bernd Gosau, schlug er ihm zunächst vor, einen Sprachkurs zu machen, »weil ich ihn so schlecht verstand«.



Artur Becker in seinem Arbeitszimmer in Verden an der Aller.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Artur Becker gerade für die Sprache des neuen Landes entschieden. Es ist aber nicht so, dass er das Thema des Wechsels zur deutschen Sprache wirklich mag. Der Mann, der sonst überbietet vor Erzähllust, wird bei diesem Thema einsilbig, er seufzt sogar, und nennt Deutsch seine Literatursprache, seine »Dienstsprache«. Aber wirklich glücklich scheint er damit nicht zu sein. Es bleiben zwei Welten – sogar in seinem Arbeitszimmer. Die Bibliothek ist zweigeteilt: rechts die deutschen Bücher, links die polnischen. Kein Buch steht auf der falschen Seite.

bücher

- :: **Der Dadajsee.** Roman. Bremen: STINT Verlag, 1997
- :: **Der Gesang aus dem Zauberbottich.** Gedichte. Bremen: Verlag H. M. Hauschild, 1998
- :: **Jesus und Marx von der ESSO-Tankstelle.** Gedichte. Bremen: STINT Verlag, 1998
- :: **Dame mit dem Hermelin.** Gedichte. Bremen: Carl Schünemann Verlag, 2000
- :: **Onkel Jimmy, die Indianer und ich.** Roman. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 2001 (TB München: Droemer Knaur 2003)
- :: **Die Milchstrasse.** Erzählungen. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 2002
- :: **Kino Muza.** Roman. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 2003
- :: **Die Zeit der Stinte.** Novelle. München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2006.
- :: **Das Herz von Chopin.** Roman. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag, 2006 (TB München: dtv 2008)
- :: **Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken.** Roman. Frankfurt am Main: weissbooks.w, 2008
- :: **Ein Kiosk mit elf Millionen Nächten.** Gedichte. Bremen: STINT Verlag, 2008



Der Abend geht mit einem guten Getränk zu Ende, manchmal im Café Grün in Bremen.

Damals, als er im deutschen Westen ankam, schrieb er nur auf Polnisch, das könnte er jetzt nicht mehr. Diese Phase ist vorbei, das Polnische ist im Privaten gelandet – wenn er mit seiner Frau Magdalena spricht, mit seinem 14-jährigen Sohn Philip und mit Freunden aus der alten Heimat. Seinen literarischen Ton hat er endgültig im Deutschen gefunden. Beim Lesen käme man nicht auf die Idee, dass er nicht in Deutschland geboren sei. Die Sprache seiner Bücher verrät es nicht. Er sagt sogar: »Nationale Literaturen sind ein Irrsinn.« Dennoch, bei aller Grenzenlosigkeit – für ihn bleibt ein Rest an Fremdheit gegenüber Deutschland, den Deutschen und ihrer Sprache. Er sagt auch: »Ich rate jedem Autor ab, nicht in seiner Muttersprache zu schreiben.« Ganz so einfach scheint es doch nicht zu sein mit dem Sprachwechsel. Natürlich ist Polnisch seine Muttersprache, natürlich legt er sie nicht einfach zur Seite. In sein syntaktisch perfektes Deutsch mischen sich dann auffällig ausgesprochene Vokale. Artur Becker sagt Musäum und Lirrick, wenn er Museum und Lyrik meint.

Wenn man ihn darauf anspricht, lacht er nur, das kriege er einfach nicht weg. Und dann kommt der Moment, sich über die Deutschen zu beschweren. Was ihnen oft fehle, sei der Humor, noch schlimmer: Selbstironie. Muss man immer alles ernst nehmen?, fragt sich Artur Becker. Vielleicht kommt die osteuropäische Lust am Übertriebenen, am Absurden auch von der Lust am Lachen, von der Lust, die Verhältnisse nicht allzu ernst zu nehmen. In Deutschland haben die meisten Gespräche ein Ziel, bedauert er, und er sagt: »Der Pole kann sich meistens nicht entscheiden und wenn ihm einer sagt: gehe geradeaus, dann wird er einen Teufel tun, dann geht er nach rechts oder nach links.«

Die Zielstrebigkeit in der Familie der Beckers kommt sowieso von Magdalena Becker, seiner Frau. Kennen gelernt hat er sie am Dadajsee, an dem masurischen See, der in vielen seiner Texte vorkommt, und der schon so viele Ertrunkene gefordert hat; einmal wäre er fast selber unter den Opfern gewesen, als er seine Schwimm-

flossen verlor und bemerkte, dass er ohne sie untergehen würde. Im letzten Moment holte ihn jemand raus.

Magdalena Becker lässt sich von solchen Geschichten kaum aus der Ruhe bringen. Bei ihrem selbstbewussten Auftritt ahnt man, wer hier die Zügel in der Hand hält. Ihr Beruf verlangt Bodenständigkeit: Sie betreut geistig behinderte Kinder. Wenn es sein muss, kämpft sie bei den Behörden für bessere Bedingungen.

Nicht immer schafft sie es, Artur Beckers viele Geschichten zu lesen. Sie weiß aber, dass ihre Eifersucht auf die deutsche Sprache Gründe hat: Die Sprache sei seine Geliebte, sagt ihr Mann, wenn auch eine »sehr strenge Geliebte«. Sie habe großen Sinn für Logik und Struktur, somit sei auf sie Verlass. Andererseits braucht er generell »mehr Worte als die Deutschen selbst«. Man spürt es, manchmal traut er dem Gesagten und Geschriebenen noch nicht, es kommt immer noch eine Ergänzung, eine Volte hinterher.

Wem erzähle ich die fantastischste Geschichte?

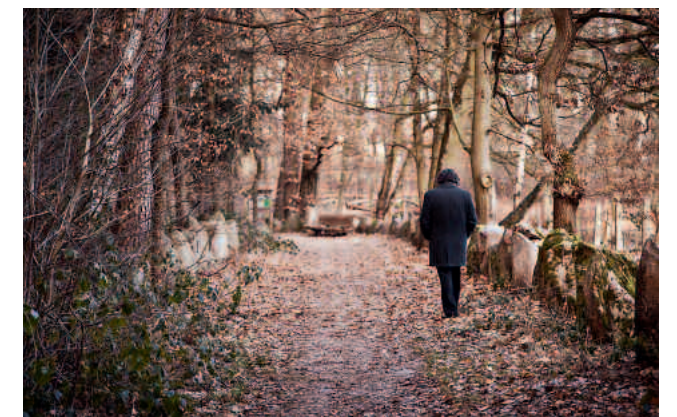
Wer glaubt sie mir zuerst?



Wörter wie »Warteraum« waren noch zu erkennen. Dort saß er, damals so alt wie sein Sohn Philip heute, manchmal stundenlang, weil Züge so unpünktlich fuhr. Er war auf dem Weg nach Posen, zu seiner Freundin Magdalena, seiner heutigen Frau. Wenn er dann

Sein Verleger Rainer Weiss vom Verlag weissbooks dürfte kaum widersprechen, wenn Artur Becker behauptet: »Ich brauche mehr Seiten als Deutsche.« In der Tat, dieser Schriftsteller ist grenzenlos, am liebsten hätte er das Doppelte an Platz pro Buch. Es gibt noch so viel zu erzählen! Von seiner Kindheit in den Masuren zum Beispiel. Daran muss er oft denken, wenn er an seinem Fenster gegenüber dem Verdener Bahnhof steht: an die alten ostpreußischen Bahnhöfe, damals schon fast verfallen, nur

endlich im Zug saß, spielte er sein Spiel: Wem erzähle ich die fantastischste Geschichte? Wer glaubt sie mir zuerst? Am liebsten begann er dann damit, dass sein Vater ein enger Freund von Bob Dylan sei und mit ihm zusammen Platten höre. Warum auch nicht, es wäre ja möglich gewesen. Manchmal wurden Geschichten dieser Art erwidert, wenn auch mit anderem Personal. Zugfahrten in Polen waren ideal zum Geschichten sammeln. »Polen war liberaler als die DDR«, erinnert sich Artur Becker, man fühlte sich nicht ständig von Denunzianten und Stasi-Spitzeln umgeben. Schräge Geschichten und politisches Fluchen hatten vor aller Ohren ihren Platz und die Wirklichkeit, meist überdreht genug, wurde hier noch einmal gesteigert, so dass Geschichten herauskamen, die man zwar für absurd, aber dennoch für möglich hielt. Man spürt es, hier ist eine der Quellen von Beckers masurischer Phantastik.



Winterspaziergang durch den Sachsenhain bei Verden.

Wie damals, als er als gerade Erwachsener ein deutscher Schriftsteller wurde, so geht auch heute ein Tag mit Artur Becker mit einem guten Getränk zu Ende, denn ein guter Wodka hat noch fast niemandem geschadet. Nichts dürfte bei solchen Gelegenheiten langweiliger sein als diese ewigen gepflegten Weine. Während solcher langen Abende könnte man vergessen, dass wir in Deutschland sind, wo Stamm und Herkunft immer noch so viel zählen, während Sprache, Kultur, Identität erst erkämpft werden müssen und man als Einwanderer trotzdem fremd bleiben kann. Man solle ihn bloß nicht »deutsch-polnischer Autor« nennen, sagt Artur Becker am Ende, »ich bin polnischer Autor deutscher Sprache«. Das ist für viele Deutsche schwer zu verstehen, aber: »Ich kann es nicht ändern.« ::



Wortfängerin

Die Dichterin Tzveta Sofronieva

Von Michael Speier

Von T. S. Eliot wird behauptet, er habe in einem Ruderboot auf dem Genfer See viele einsame Stunden auf der Suche nach dem »schönsten Wort« verbracht. Die Anekdote mag wahr sein oder nur gut erfunden, sie beleuchtet eindrucksvoll das geduldige und ausdauernde Fahnden nach dem einzig und allein passenden Wort, das Poeten so auffällig von Autoren anderer literarischer Gattungen unterscheidet. Das einzelne Wort, sein Klang, seine Bedeutung, sein Metrum, sein Widerhall, seine Strahlkraft beschäftigen den Verfasser von Poesie stärker als andere Schriftsteller, »Konzentration auf das einzelne Wort« könnte sogar eine Grundformel der Poesie heißen.

Dass »das Wort« in besonderer Weise Baumaterial des Gedichts ist, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Wohl aber unterscheiden sich die einzelnen Auffassungen von den Möglichkeiten und Grenzen des dichterischen Wortes, seiner Macht und seiner Ohnmacht, ganz erheblich. Dem strikten Wort-Glauben stand immer schon eine ebenso ausgeprägte Wort-Skepsis gegenüber. Behauptete noch der Romantiker Novalis, dass jedes dichterische Wort eine »Beschwörung« sei, so konstatierte Nietzsche, im Nebenberuf Lyriker von Rang, jedes Wort sei ein Vorurteil. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat Hugo von Hofmannsthal die Sprach- und Wortkrise dann auf den Punkt gebracht mit seinem berühmten Prosastück, in dem Lord Chandos die Worte »wie modrige Pilze im Mund zerfallen«. Seit dem fiktiven *Chandos-Brief* sind mehr als hundert Jahre vergangen. Inzwischen mussten die europäischen Sprachen, insbesondere aber die deutsche, durch enorme geschichtlich-kulturelle Brüche und Verwerfungen hindurch.

Es schien mir angebracht, bevor ich hier über Tzveta Sofronieva rede, im Vorfeld der Betrachtung gleichsam einige Grenzpflocke einzuschlagen, deren Markie-

rung jeder wahrnehmen kann. Tzveta Sofronieva gehört nämlich zu jenen Autorinnen, für die die Wortproblematik zentral ist, und zwar besonders im semantischen Bereich, dem der Wort-*Bedeutung*. So ist es sicher kein Zufall, dass die Dichterin Mitte der 90er Jahre das europäische Netzwerk »Verbotene Worte« gründete und es in Veranstaltungen in Sofia, Budapest, Wetzlar, Dortmund, Stuttgart, Wien, Leipzig und Berlin vorstellte. Die gleichnamige Anthologie, die sie 2005 herausgab, führt direkt in den Kern ihres Projekts.

»Alles fing für mich damit an«, schreibt sie im Vorwort, »dass mein Gedicht über die Sprache mit dem bulgarischen Titel *Heimat*, bei der Übersetzung auf Deutsch nicht so heißen durfte. Das war 1995. *Heimat* war undenkbar. *Seele* und sogar ein Wort wie *Großmutter* stießen auf Skepsis und Ablehnung, *Gott* wurde ausschließlich der christlichen Religion zugeordnet, *Trost*, *Sehnsucht*, *Begabung* klangen suspekt. Worte, die Übersetzungen aus dem Englischen oder Spanischen oft larmoyant und viele Lyrikübertragungen aus den osteuropäischen Sprachen pathetisch klingen ließen, trugen nicht nur die Last der Nazi-Zeit, aber auch die Last der 68er Generation und der späteren Anything-goes-Position.«

Die Tatsache, dass man bestimmte Worte nicht benutzen durfte, dass es Wörter gibt, die in der deutschen Literatur mehr oder weniger verboten, zumindest unvorstellbar waren beziehungsweise sind, wurde für ihre Beschäftigung mit der Sprache maßgeblich. So kann »Heimat« fraglos Dummheit, Engstirnigkeit und Borniertheit bedeuten. Aber Worte können *auch* Orte sein. Deren Entzug wird bisweilen als Entzug von Festigkeit und sicherem Grund und damit als Vereinzelung erlebt. Diese Problematik ist auch dem Lebensweg von Tzveta Sofronieva eingeschrieben, der sie – die 1963 in Sofia Geborene – nach Berlin führte, mit Zwischenstationen in Kanada, den USA und England.

Für diese Autorin kann »Heimat« (auch sprachlich) »nur das Land meines zufälligen Umherirrens« sein, wie es in ihrem ironisch-autobiographischen Poem »Einbürgerung am Valentinstag« heißt. Denn wenn wir auch von der Sprache mit Wirklichkeit und mit Daseinsmöglichkeiten versorgt werden, so steckt doch bereits ein Irrtum darin, wie die Dichterin weiß:

aus versehen
durch Worte
wurde ich
deutscher als die Deutschen
chinesischer als die Chinesen
amerikanischer als die Amerikaner
bulgarischer als die Bulgaren

Nur im Zwischen, im gleitenden Übergang ist ein Zuhause, in »Räume(n), in denen das Eigene bereits verlassen/ und das Andere noch nicht betreten ist«. Daher spricht aus Tzveta Sofronievas Gedichten ein im Urquell kosmopolitischer Geist, ein immerwährender Aufbruch, der das Dasein mobil macht und zauberisch, mit leichter Hand, neue Wirklichkeiten entwirft:

Wir mieten von der Welt ein Sofa, eine Tür,
ein Kissen, einen Obstbaum, Flügel und ein Boot,
nennen es Zuhause, fügen mehrere Namen ein.
Morgen ist die Stadt neu, die Gesichter,
die Fenster, die Wellen, das Licht und die Kiesel,
in denen das Wasser Widerstand findet.
(aus »Taufe«)

Die unbändig sprudelnde Energie, die man in Tzveta Sofronievas Persönlichkeit ebenso wie in ihren Texten spürt, fördert wie ein artesischer Brunnen der Poesie Bildkaskaden zu Tage. Eins der schönsten Beispiele aus jüngster Zeit ist ein rasch hingeschriebener kleiner Paris-Zyklus in acht Gedichten. Hier durchquert ein weibliches Ich unverdrossen die lange schon totgedichtete Stadt, durchquert dabei sich selbst und begegnet allem, was in ihm ist. Die topographischen Punkte füllen sich mit Geräuschen, Bewegungen, Handlungen und Gesprächsfetzen teils realistischer, teils phantastischer Art – zentriert um dieses Ich, das in vielen Perspektiven gleichzeitig erscheint. So spiegelt es die Beziehung zur eigenen Mutter in der Rolle als Mutter einer Tochter, als Geliebte und zugleich als Kind oder als Kind im Geliebten, über den Fluss gebeugt, der die Seine ist und zugleich die Zeit:

Das Kind und die Geliebte, die uralte Freundschaft,
ein Löffel aus Horn und eine Seife *au miel*, der Turm von Eiffel,
die alte Eiche neben dem Alten Palais konkurriert um Höhe,
das Rindenstück dieser Eiche in den Händen des Kindes, kreideweiß,
sie werfen die Rinde ins Wasser auf der schönen Brücke, schauen ihr nach.
[...]

Das Kind wird andere Sprachen kennenlernen.

Der Poesie bleibt eine Zunge.

Die Zunge liebt zu tun, was immer sie für richtig hält. (aus »Merci, Paris«)

Das ist mutig gesagt. Und ebenso mutig erscheint die Autorin, wenn das lyrische Ich die patriarchale Sphäre von Macht und Vormacht reflektiert und dabei den eigenen Ort nicht auslässt im komplizierten Verhältnis von Selbstbehauptung und liebend-gehasster Abhängigkeit:

Ich brauche die alten Männer, den alten noch
unbenutzten Frieden brauche ich
[...]
Noch mehr brauche ich ihre Mythen um sich selbst.
Ohne Hemingway hätte ich keine Anweisungen
zum Schwimmen
und wäre sicher längst in meinem Meer ertrunken,
nicht nur in seinem.
(ebd.)

Die selbstbewusst-weibliche Sicht, die die literarische Welt Tzveta Sofronievas bestimmt, vermeidet klug die Fallen und Fehler der Gender-Klischees. Ihre neue Version von Hemingways bekanntester Erzählung, nunmehr aus der Perspektive einer Frau, verarbeitet den Stoff nicht nur in einsinniger Geschlechterperspektive, sondern hebt diese in einer überraschenden Pointe mit dem Rekurs auf genetische Bedingungen aus:

Allmählich beginnt der alte Mann zu glauben,
dass der Kampf mit dem Fisch, der Junge
und sogar die Frau
keine Aufgabe sind,
sondern ein Code im Körper.
(aus »Der alte Mann, das Meer, die Frau«)

Tzveta Sofronieva im Max Planck Institut für Wissenschaftsgeschichte. Berlin wählte sie 1992 zu ihrem Hauptwohnsitz.

Hier spricht jemand, dem naturwissenschaftliche Fakten vertraut sind (die Autorin ist studierte Physikerin) und der sie in die »großen Themen«, Liebe, Ehe, Sexualität, Geburt, Alter, Vergänglichkeit, zwanglos einbringt. Das Erkunden der Existenzhorizonte, der Muster im Lebensteppich gehört zu den bestimmenden literarischen Anliegen von Tzveta Sofronieva. Da wird eine neue Ernsthaftigkeit spürbar, die der deutschen Gegenwartsliteratur – aus »östlicher« Perspektive – zurückgewinnt, was ihr durch allzu große *coolness* weitgehend verloren ging. Aus der Sicht des aktuellen Literaturdiskurses mag dies manchem Kritiker naiv erscheinen, es entstammt jedoch einem schlüssigen Gesamtkonzept, einem warmen und wärmenden Biotop, das sich dem heutzutage angesagten Stilgestus verweigert und »verbotene Worte« nicht scheut.

Auch wenn bei Tzveta Sofronieva mythologische Gestalten wie Penelope, Orpheus, Zeus und Dionysos oder antike Stätten wie Troja, Ephesus und Pergamon zitiert werden, hat es damit seine besondere Bewandnis. Zunächst: Die antiken Bezüge kommen bei ihr diskret und unbefangen daher, sind produktive Aneignungen und kein Bildungsprunk. Sie speisen sich teils aus der Ausstrahlung der griechischen und römischen Kultur in den Balkan hinein, teils aus dem Fundus gesamteuropäischer Tradition, den die Autorin sehr wohl kennt. Sie verwendet ihn gern augenzwinkernd,

wenn etwa von »Odysseus und seiner Crew« die Rede ist oder der Kapitän eines sommerlichen Segeltörns durch die Ägäis zwischendurch ein Bier namens »Mythos« zischt. Nicht zuletzt gelten die bulgarischen Rhodopen als Heimat des ältesten griechischen Sängers Orpheus. Insofern seit den 90er Jahren in der deutschen Literatur neues Interesse an alten Mythen zu verzeichnen ist, trifft Tzveta Sofronievas aus einer ganz anderen Richtung kommende Antikenrezeption einen literarischen Nerv unserer Zeit.

Die Wörter, vor allem die Wörter, sind das Kapital des Poeten, mit ihnen arbeitet er, mit ihnen macht er seine Geschäfte (sofern man im Zusammenhang mit Poesie von Geschäften reden kann). Überlassen wir Christoph Meckel, einem der großen Dichter der Gegenwart, den Tzveta Sofronieva ins Bulgarische übertragen hat, das Schlusswort: »Der Wortfänger legt seinen Magneten ins Universum der Sprachen – sein Magnet ist ein einzelnes Wort, ein einzelner Satz –, und die Wörter kommen, allein und in Rudeln, sie sammeln sich um sein Werkzeug und setzen sich an ihm fest, Wörter jeder Tonart und jeder Herkunft, aller Verwandtschaftsgrade und vieler Zeiten, die tatsächlichen und die erfundenen Wörter, die lauten, die stillen und die unzeitgemäßen, die veralteten, die neuen und ultra-neuen, die geächteten, die vermissten und die geliebten.«

- :: **Gefangen im Licht.** Gedichte, bulgarisch/deutsch. Übersetzungen: Gabi Tiemann. Marburg an der Lahn: Biblion Verlag, 1999
- :: **Verbotene Worte.** Gedichte, Essays und Erzählungen. Hrsg. und mit eigenen Beiträgen. München: Biblion Verlag, 2005
- :: **Eine Hand voll Wasser.** Gedichte. Aschersleben: Unartig Verlag, 2008



und Herrenbekleidung«, Damen zum Ändern, mit und ohne Bindestrich, rechts und links vom Eingang, der Auftakt zum Doppelgängermotiv in diesem Assoziationsstrom.

Höchste Zeit, die Geschichte zu erzählen, bevor die Sprache mit der Romanheldin davoneilt, »eins, zwei, drei, vier, fünf, an dem Kiosk vorbei, sechs, sieben, sie gibt acht auf das Zählen ihrer Schritte, und auf die Zeit, die sie dabei verfliegen läßt. Mariana-Zeit-verwalterin...«. Das war die erste Idee von Anfang an: eine junge Frau, die zählt und geht und damit eine Geschichte in Gang setzt. Vom Zählen ist es für María Cecilia Barbeta nur ein Schritt zum Erzählen, und schon hat uns die junge Schneiderin Mariana »im Namen des Vaters, dreißig, und des Sohnes, einunddreißig, und des Heiligen Geistes, zweiunddreißig« zur *Änderungsschneiderei Los Milagros* geführt. Ein Bienenhaus, ein Mikrokosmos der Frauen mit all ihren Sehnsüchten. Ein mythischer Ort in dieser Geschichte aus Liebe, Verrat und Ich-Suche.

Mariana lebt allein mit ihrer Mutter in Buenos Aires, eigentlich aber in ihrem eigenen Universum aus Zahlen, Garnen, Tieren. Sie wird eins mit Analía, deren Brautkleid sie ändert. Sie liebt und verliert den Biologie-Studenten Gerardo, der auch Analías Bräutigam Roberto sein könnte, also ein anderer, für Momente sogar der gesuchte Prostituiertenmörder! Verwirrend? Natürlich! Diese Autorin umgarnt ihre Leser mit dem Stoff ihrer Binnengeschichten. Sie knüpft Schicksalsfäden, nimmt Maß, setzt feine Nadelstiche und knappe Schnitte, skizziert Muster, aus denen immer neue Geschichten wachsen, mustert aus. Sie unterfüttert das Sprachspiel mit Philosophie, webt Mariana als roten Faden durch diese Geschichte aus Lügen und Schein. Dokumente, eine Busfahrkarte, ein Telefon-Protokoll simulieren Faktizität, tatsächlich aber changieren Realität und Fiktion, Traum und Alltag. Figuren führen Doppelleben, die Namen von Mariana Nalo und Analía Moran sind Anagramme, austauschbar. Doppeldeutig sind Moral, Sexualität, die Gebote der Katholischen Kirche. Beklemmend sind die Fangarme der liebenden Mutter, die den verstorbenen Vater ersetzen möchte; eine Übermutter, ein fleischfressendes Insekt. Insekten sind wichtig, Tiere überhaupt, Schnecken etwa.

Natürlich verweist das alles auf Julio Cortázar, den Argentinier in Frankreich, den großen zweisprachigen Phantasten Lateinamerikas; auf sein Viertel Almagro in Buenos Aires, wo auch Mariana lebt; auf seine Vor-



liebe für Stadtpläne und sein *Bestiario*, in dem Menschen wie Tiere auftreten und Tiere als Metaphern. Nicht zufällig schrieb María Cecilia Barbeta ihre Magister-Arbeit über Cortázar, ihre Dissertation über das Neophantastische. Sie spielt mit den Erzählern des Magischen Realismus, aber so magisch und realistisch ihr Roman daher kommt, mit opulenten Familiensagas hat er wenig gemein. Ihre Hauptfigur ist die Sprache. Die Atmosphäre ist wichtiger als die Geschichte, nicht die Handlung, sondern eine Flut von Assoziationen treiben Mariana voran und – mit Lewis Carrolls *Alice im Wunderland* – tief unter die Oberfläche von bunter Fröhlichkeit und farbenfrohen Kleidern. Gulli-Deckel führen hinab in einen nacktschneckengrauen Keller, in die Tiefe des Textes, des Stoffes, des geheimnisvollen Brautgewandes, das sich wenden lässt, nur in der Tiefe der Seele ist Änderung möglich. Auch der Sprachwechsel erlaubt Veränderung. Im Deutschen ist sie anders.



María Cecilia Barbeta in Berlin:
in ihrem Zimmer voller Fundstücke und im
Literarischen Colloquium am Wannsee.



Im Erzählen lässt sich festhalten, was sonst entschwindet

Gewiss ist dieser Roman bunt und heiter, vor allem aber düster, bedrohlich und fern von harmlosen Mädchenträumen. Kunstfertig, aber eben kein »fröhliches Werkstück«, wie eine Kritikerin mutmaßte. Fröhlich ist allenfalls die Lust am Spiel. María Cecilia Barbeta hat Freude an Sprachbildern, am Klang eines Papperlapapp und Klingeling, am Doppelsinn von Wörtern wie der Acht, die Zahl ist und achtgibt; am »Läufer«, der Teppich und Schachfigur zugleich sein kann und von einer Assoziation zur nächsten führt; ein »Polyeder« wie bei Alfred Jarry, eine geometrische Figur, ein Körper, der sich außen betrachten lässt. Das, sagt sie, könne sie nur in einer fremden Sprache.

Auch wenn sie heute noch auf Spanisch zählt, auf Spanisch träumt, mit ihrer Freundin spanisch-deutsche Vokabeln erfindet, längst ist die deutsche Sprache für María Cecilia Barbeta zur »Geliebten« geworden, zur Zuflucht im »Weder-Noch« zwischen Argentinien und Deutschland. Ein »Schutzraum«, in dem sie sich Buenos Aires annähern kann. Eine Chiffre für Freiheit, freies Atmen, frei von den Zwängen des argentinischen Frauenbilds, frei von allen Ängsten, auch den subkuta-

nen, unbewussten Ängsten einer Kindheit in der Diktatur.

»Wo ich auch bin, entbehre ich des Vaterlands, Boden und Menschen sind mir fremd, darum muß ich mich immer sehnen«, schrieb Adelbert von Chamisso, der deutsche Romantiker aus Frankreich, der junge Adelige, der vor der Revolution floh. Auch sein *Schlehmil* erzählt eine Doppelgängergeschichte und sieht den Teufel als einen »der wie ein Ende des Zwirns aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist«. Fundstücke wie diese machen die scheue Autorin regelrecht ausgelassen.

»Wer keine Heimat hat, dem wird wohl das Schreiben zum Wohnen«, wusste Adorno. Beim Schreiben ist María Cecilia Barbeta glücklich. Im Erzählen lässt sich festhalten, was sonst entschwindet. Im Roman ist sie zu Hause. Und mitten in Mitte von Berlin, der Stadt, die sie als entspannt und inspirierend zugleich empfindet, unterwegs mit dem Fahrrad, immer aufmerksam. Die deutsche Sprache prägt ihre Wahrnehmung.

Gleich mit dem Debüt kam der Erfolg. Auf das Alfred-Döblin-Stipendium und andere Schreibaufenthalte folgten der aspekte-Preis und der Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. Nun hat sie ein Buch und ein Handy und mit 36 Jahren die erste SMS geschrieben. Ein neues Schreibprojekt ist schon im Kopf, wieder mit Schauplatz Buenos Aires, wo ihre argentinischen Figuren deutsch sprechen – was sonst?! ::

:: **Änderungsschneiderei Los Milagros.**
Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am
Main 2008

Fremde Worte – Vertraute Welten

Die deutschsprachige Literatur von Schriftstellern anderer Herkunft und Muttersprache

Von Monika Straňáková

»Wenn wir uns für die Zukunft wappnen wollen, sollten wir Grenzen als Zusammenflüsse begreifen, [...], als Spielwiesen von Mischkulturen, [...]. Denn das Trennende ist stets nur eine momentane Differenz, eine Flüchtigkeit der Geschichte«, heißt es in einem Essay von Ilija Trojanow, dem Deutsch schreibenden Schriftsteller bulgarischer Herkunft. Seine Wahrnehmung unserer von Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten geprägten Welt ist bar jeder Selbsttäuschung und von jenem Wissen über den Kreislauf des Lebens geprägt, das schon den Werken Aras Örens vor mehr als dreißig Jahren prophetische Kraft verlieh. Doch während Trojanow sich auf vier Kontinenten im Umgang mit kulturellen Unterschieden übt und überall gleichermaßen fremd und heimisch ist, lernte Ören in der Enge Berlin-Kreuzbergs den anderen als Selbstverständlichkeit zu betrachten. Er hat zu einem Zeitpunkt, als die Wirklichkeit dazu noch keinen Anlass gab, das »Ineinanderwirken der Einflüsse« gefordert, so wie sich Trojanow angesichts unseres kulturell müden Kontinents nach mehr Bewegung, verstanden als Auflösung und Neuformung, sehnt. Diese Fähigkeit, das Gegebene anders zu sehen und zur Grundlage der schöpferischen Imagination zu machen, meint wohl auch Vladimir Vertlib, wenn er vom »Mehrwert an Erkenntnis« spricht, über den ein »zugewanderter Autor« verfügt. Oder wie es Ören selbstbewusst formuliert: »Man wird nicht mehr vom *neuen Europa* sprechen können, ohne unseren Anteil daran zu berücksichtigen«.

Doch Aras Ören und Ilija Trojanow sind nur zwei Namen aus der unübersehbaren interkulturellen Vielfalt, die die deutschsprachige Gegenwartsliteratur kennzeichnet. Hat die Auseinandersetzung mit der



Die Adelbert-von-Chamisso-
PreisträgerInnen Que Du Luu
und SAID als Gäste des
Bergwerkmuseums Bochum.

fremden Kultur in den siebziger Jahren nur vereinzelt künstlerische Bahnen gesucht, so weckte die Sehnsucht nach der Heimat ein Jahrzehnt später bei vielen das Bedürfnis, von den Belastungen zu erzählen, die mit den inneren und äußeren Grenzen und Brüchen in den Lebensordnungen verbunden sind. Man erkannte die poetische Sprache als kreatives Moment, doch die literarischen Texte wurden, gestützt von einer Öffentlichkeit, die sie zunehmend als Dokumente der Arbeitsmigration und als Lagebericht des De-facto-Einwanderungslandes las, auch Teil der Trauerarbeit und damit Lebenshilfe. Mit dem Etikett »Gastarbeiterliteratur« – eine Lesart, gegen die sich ein Großteil der Autoren immer verwahrte – wurden diese Formen der Rezeption bestätigt. Tatsächlich war der Anteil der Autoren, die im Zuge der Arbeitsmigration gekommen sind, gering; die meisten Schriftsteller lebten in den deutschsprachigen Ländern im politischen Exil und stammten aus Osteuropa, Lateinamerika oder aus den Ländern des Nahen Ostens. Außer Aras Ören publizierten in dieser Zeit Yüksel Pazarkaya, Franco Biondi, Rafik Schami, Suleiman Taufiq, Jusuf Naoum, Gino Chiellino und Ota Filip, um nur die bekanntesten Autoren zu nennen.

Leise Wehmut oder kämpferische Solidarität...

Die Phase der Gastarbeiterliteratur kann man heute als abgeschlossene Erfahrung betrachten. Mit dem Auftreten einer neuen Schriftstellergeneration Ende der achtziger Jahre, die sich nicht mehr als Opfer der Migrationsphänomene sah und die deutschen gesellschaftlichen Zusammenhänge als geistigen Horizont akzeptierte, zeichneten sich in der Migrantenliteratur neue Perspektiven ab. Zwar wurden Heimatlosigkeit und Entwurzelung schon wegen der persönlichen Situation »zwischen den Kulturen« weiterhin thematisiert, doch die Erinnerungen an die »heimatt und andere fossile Träume« (José F.A. Oliver) waren längst verblasst und konnten daher keine stabilisierende Kraft mehr für den Einzelnen entfalten. Man trauerte dem unwiederbringlich Verlorenen nicht nach, sondern begriff Fremdsein als natürliche Begleiterscheinung des menschlichen Lebens. Nach der leisen Wehmut oder der kämpferischen Solidarität der frühen Texte

wirkte der kritisch-nüchterne Blick auf die eigene Lebenssituation fast schon befremdlich: »Man hat manchmal den Eindruck«, schrieb Irmgard Ackermann über die zweite Generation, »dass sie sich selbst von außen zusehen und sich aus der Distanz analysieren«.

Dass die Autoren in diesen Jahren von der Öffentlichkeit mit wachsender Aufmerksamkeit bedacht worden sind, verdankt man auch dem Adelbert-von-Chamisso-Preis. Er wurde auf Harald Weinrichs Anregung von der Robert Bosch Stiftung und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste eingerichtet und zeichnet dieses Jahr zum 25. Mal herausragende literarische Werke von Autoren nichtdeutscher Sprach-

herkunft aus. Nicht zuletzt ehrt man mit seiner Existenz das Andenken von Schriftstellern vor allem aus den multikulturellen Regionen Mittel- und Südosteuropas, wie Franz Kafka, Elias Canetti, Paul Celan oder Milo Dor, die durch ihren Kultur- und Sprachwechsel zu Grenzgängern der Literatur gehören. Louis Charles Adélaïde de Chamisso ist dagegen mit seinen Eltern vor der französischen Revolution nach Deutschland geflüchtet und nach einem komplizierten Lebens- und Entwicklungsweg deutscher Dichter und Naturforscher geworden.

Die Aufarbeitung der persönlichen Vorgeschichte ist auch für viele Vertreter der Migrantenliteratur lange ein Bedürfnis gewesen, doch langsam befreien sich die Autoren aus der »Umzäunung der Biographie« (Marica Bodrožić). Gesucht wird eine ästhetische Eigenständigkeit der Texte, die geistige und intellektuelle Praxis variiert dabei nach Zielsetzungen, künstlerischer Affinität oder gar ideologischer Nähe. Man holt, wie Zafer Şenocak, vergessenes, oft auch verdrängtes Wissen über den Umweg der anderen Kultur in die eigene zurück oder steht, wie Emine Sevgi Özdamar, mit prägenden Leseerfahrungen im Dialog und genießt das Spiel mit Zitaten und Sprache(n). Man setzt sich, wie Herta Müller, als Angehörige der deutschen Minderheit in Osteuropa mit der politischen Vergangenheit des eigenen Landes oder der kulturellen Vielschichtigkeit der Heimatregion auseinander, oder bewahrt, wie Galsan Tschinag, die Traditionen seines turksprachigen Nomadenvolkes, in der fremden Sprache auf. In manchen Texten erinnern einzelne Pinsel-



Zehra Cırak bei einer Lesung in Dortmund.



Feridun Zaimoglu im Gespräch mit Tilman Krause in Stuttgart.

herkunft aus. Nicht zuletzt ehrt man mit seiner Existenz das Andenken von Schriftstellern vor allem aus den multikulturellen Regionen Mittel- und Südosteuropas, wie Franz Kafka, Elias Canetti, Paul Celan oder Milo Dor, die durch ihren Kultur- und Sprachwechsel zu Grenzgängern der Literatur gehören. Louis Charles Adélaïde de Chamisso ist dagegen mit seinen Eltern vor der französischen Revolution nach Deutschland geflüchtet und nach einem komplizierten Lebens- und Entwicklungsweg deutscher Dichter und Naturforscher geworden.

Die Aufarbeitung der persönlichen Vorgeschichte ist auch für viele Vertreter der Migrantenliteratur lange ein Bedürfnis gewesen, doch langsam befreien sich die Autoren aus der »Umzäunung der Biographie« (Marica Bodrožić). Gesucht wird eine ästhetische Eigenständigkeit der Texte, die geistige und intellektuelle

striche, Versatzstücke und Kulissen an so etwas wie eine Heimat. Wenn aber Vladimir Vertlib in *Zwischenstationen* die jahrelange Odyssee seiner aus der Sowjetunion stammenden jüdischen Familie beschreibt, Eleonora Hummel die Geschichte einer russlanddeutschen Familie im Norden Kasachstans zum Thema ihres ersten Romans *Die Fische von Berlin* macht, Feridun Zaimoglu nach Jahren demonstrativ hervorgekehrter Andersheit in *Leyla* plötzlich in leisen Tönen eine türkische Familiengeschichte erzählt oder Zsuzsa Bánk, die Tochter ungarischer Flüchtlinge, sich als aufmerksame Nachfahrin einen für sie fremden Stoff aneignet, indem sie die Geschichten Nahestehender in ihrem Debütroman *Der Schwimmer* verarbeitet, zeichnen sie individuelle Schicksale nach, die jene genau differenzierende Wahrnehmung fördern, die allein Vorurteilen entgegenwirken kann.



Vladimir Vertlib beim Signieren in Herten.

Zwar bleibt Fremdsein auch in den Veröffentlichungen der zweiten und dritten Generation eines der zentralen Motive, es wird aber nicht mehr an gesellschaftlichen Problemen gespiegelt, sondern durch die Darstellung der Befindlichkeiten und Einsichten des Einzelnen erfahrbar gemacht. So verbindet zum Beispiel die in ihren Haltungen und Schreibstilen sehr verschiedenen jungen Schriftstellerinnen Marica Bodrožić und Terézia Mora – die eine in Dalmatien, die andere in Ungarn geboren – die Auseinandersetzung mit der Enge, Borniertheit und Aggressivität dörflicher Gesellschaften durch die Fiktionalisierung der eigenen Kindheits- und Jugenderfahrungen. Den Interaktionsprozessen, in denen Andersheit bestimmt und bewertet wird, wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und gezeigt, wohin es führt, wenn die eigene (kulturelle) Identität als unbefragter Maßstab gilt. Selim Özdoğan oder Yadé Kara schildern im Gegensatz dazu All-

tag, Probleme und Sehnsüchte der deutsch-türkischen Jugendlichen in Großstädten wie Berlin oder Köln, bevorzugt transkulturell-hybride Lebensweisen. In gewisser Weise sind ihre Texte Gegenstücke zu Feridun Zaimoglus aufsehenerregendem und umstrittenem Debüt *Kanak Sprak*, in dem er in einem unkonventionellen Stil, protokollartig, das Lebensgefühl türkischstämmiger junger Männer wiedergibt.

Die Aufzählung ließe sich mit den Werken von Yoko Tawada, Ilma Rakusa, Zsuzsanna Gahse, Dimitré Dinev, Ilija Trojanow oder Saša Stanišić, die mit ihren interkulturellen Schreibweisen jeder für sich besondere Akzente setzen, beliebig fortsetzen. So unterschied-



Franco Biondi bei einer Schullese in Unna.

lich Alter, Herkunft und Schreibmotivation auch sein mögen, eint sie ihr grenzüberschreitendes Denken und Schaffen.

In den vergangenen dreißig Jahren hat sich die Migrantenliteratur zu einem »vielstimmigen Nebeneinander« (Gino Carmine Chiellino) entwickelt. Sie fasziniert durch ihre Breite an Inhalten, Blickwinkeln und sprachlichen Innovationen Leser und Wissenschaftler gleichermaßen. Wer das gegenwärtige Deutschland verstehen will, dem sind die literarischen Werke von Autoren fremder Herkunft Impuls und unschätzbare Hilfe, um die Transformationen der deutschen Gesellschaft zu einer multikulturellen nachvollziehen zu können. Insofern handelt es sich hierbei im doppelten Sinne um erlesene Kultur.

::

Chamisso-Literatur? Chamisso-Literatur!

»Ohne Migration
wäre die Menschheit unvorstellbar ärmer,
in jeder Hinsicht.«

Ilija Trojanow

Von Klaus Hübner

In Frankreich, Großbritannien, Kanada oder den USA kennt man das Phänomen schon länger. Aber in Deutschland, Österreich und der Schweiz? Inzwischen kennt man es auch dort, und viele Literaturfreunde kennen es sogar so gut, dass sie das Besondere dieser Art von Literatur kaum mehr recht wahrnehmen. Seit ungefähr drei Jahrzehnten ist, aus bescheidenen Anfängen heraus, eine nicht mehr zu übersehende interkulturelle Vielfalt zu einem der vielleicht wichtigsten Kennzeichen deutschsprachiger Gegenwartsliteratur geworden. Die von Autoren anderer kultureller Herkunft und meist auch anderer Muttersprache auf Deutsch geschriebene Literatur, die vor 1985 noch eher ein Schattendasein führte, hat inzwischen äußerst unterschiedliche poetische Konzepte entwickelt und damit die deutschsprachige Literatur bereichert und internationalisiert. Heute gehören einige ihrer Autoren zu den bekannten, viel gelesenen und in den Medien lebhaft präsenten Schriftstellern deutscher Sprache – Feridun Zaimoglu oder SAID, Rafik Schami oder Terézia Mora, Emine Sevgi Özdamar oder Ilija Trojanow, Herta Müller oder Artur Becker haben sich auf dem Buchmarkt etabliert und sind mit ihren Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten wichtige Repräsentanten der Gegenwartsliteratur deutscher Sprache geworden. Doch selbst wenn viele Zeitgenossen es nicht wahrnehmen und die meisten Autoren es nicht gerne hören: Ihre Werke sind nach wie vor etwas Besonderes, etwas, das sich von der Literatur genuin deutscher, österreichischer oder deutschschweizer Autoren in manchem unterscheidet. Was macht dieses Besondere aus? Wo kommt diese Literatur her? Und wie soll man sie nennen? Letzteres ist am einfachsten

zu beantworten: Eine jede und jeden zufriedenstellende Bezeichnung dafür ist noch nicht gefunden, und deshalb hat diese Literatur viele Namen. Man kann sie, denkt man an die zum immerwährenden Kanon der deutschen Literatur zählenden Werke des aus der Champagne stammenden Berliner Dichters Adelbert von Chamisso, auch »Chamisso-Literatur« nennen. Man darf, schreibt Harald Weinrich, »Chamissos unsterbliche Geschichte von Peter Schlemihl als dem Mann, der seinen Schatten verkauft hat, als eine Parabel der Fremdheit lesen«. Das passt ganz gut zu der Literatur, von der wir hier sprechen.

Die deutsche Sprache hat es als Monokultur nie gegeben

Die Hauptursache ihres Entstehens ist natürlich der mit den Migrationsbewegungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einhergehende Kulturwechsel vieler Literaten, der ihre Themen und Sprachbilder oft nachhaltig prägte und vielen von ihnen, wenn auch aus ganz unterschiedlichen Gründen, die Wahl des Deutschen als Literatursprache nahe legte. Und von sprachlichen Kunstwerken sprechen wir hier – nicht von Politik und auch nicht von anderen Bereichen der Gesellschaft. Die Texte dieser Schriftsteller konstituieren sich, literaturwissenschaftlich gesprochen, erst in ihrer Schreibweise, und das heißt: Sie sind per se nicht an Zuschreibungen von Sprache und Herkunft der Autoren gebunden. Charakteristisch für diese Schreibweise ist zuallererst ihre kulturelle Vielschichtigkeit –

was insofern nicht ganz neu ist, als es die deutschsprachige Literatur, man denke nur an Adelbert von Chamisso, Franz Kafka, Elias Canetti oder Jurek Becker, als reine »Monokultur« (Gino Carmine Chiellino) wohl niemals gegeben hat. Die allermeisten der »Chamisso-Literatur« zuzurechnenden Autoren verfassen ihre Werke in deutscher Sprache; manche, zum Beispiel fast alle rumäniendeutschen Schriftsteller, haben das schon immer getan. Andere Autoren halten an ihrer Herkunftssprache fest, obwohl sie seit langer Zeit im deutschsprachigen Raum leben – von den Formen, Themen und Motiven ihrer Texte her müssen auch sie zur »Chamisso-Literatur« gerechnet werden. Und noch etwas mag nicht ganz unwichtig sein: Folgt man der nicht nur auf Deutschland bezogenen Forschung, dann ist diese Art von Literatur »nicht nur ein trans-nationaler, sondern ebenso ein post-nationaler Diskurs« (Klaus Schenk).

Erst Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden literarische Äußerungen von Arbeitsmigranten, damals oft unter dem Etikett »Gastarbeiterliteratur«, von der Deutsch sprechenden Öffentlichkeit intensiver wahrgenommen – wenn auch immer noch vereinzelt und recht zögerlich. Wichtig für die erste Phase dieser Literatur waren die Bücher von Aras Ören und Yüksel Pazarkaya, die Texte aus dem Umkreis des



Auf die Idee von Harald Weinrich geht die Einrichtung des Adelbert-von-Chamisso-Preises zurück.

Deutschland ist ein Land,
an Sprache und Geschichte
gemacht, und alle Personen,
die von der deutschen Sprache
einen solchen Gebrauch machen,
daß sie diese Geschichte weiter-
schreiben, sind unsere natürlichen
Landeskinder, sie mögen von
innen kommen oder von außen.

Aus dem Vortrag
»Um eine deutsche
Literatur von
außen bittend«
von Harald Weinrich.

»PoLiKunst«-Vereins (von Franco Biondi, Jusuf Naoum, Suleman Taufiq, Habib Bektas, Rafik Schami, Gino Carmine Chiellino und anderen) sowie die von Irmgard Ackermann herausgegebenen Anthologien. Diese waren meist aus Preisausschreiben des »Instituts für Deutsch als Fremdsprache« an der Ludwig-Maximilians-Universität München hervorgegangen, das, vom renommierten Sprachwissenschaftler und Romanisten Harald Weinrich gegründet und lange Jahre hindurch geleitet, im Jahr 1978 seine Arbeit aufnehmen konnte. Dieses Institut war auch maßgeblich an der Einrichtung des 1985 erstmals vergebenen Adelbert-von-Chamisso-Preises beteiligt, der bekanntlich herausragende Werke dieser vielen Lesern und Literaturinteressierten damals noch fremden Literatur prämiieren sollte. Weinrich, dem es gelang, die Robert Bosch Stiftung für sein Vorhaben zu begeistern, gilt völlig zu Recht als Initiator und Begründer dieses Preises, der heute zu den renommiertesten Literaturpreisen des Landes zählt. Die meisten Texte aus der ersten, über die Mitte der achtziger Jahre hinaus anhaltenden literaturgeschichtlichen Phase hatten die Dialektik von Heimat und Fremde, den migrationsbedingten Sprach- und Kulturwechsel und die Probleme der sich dem »Multikulturellen« nur zögernd öffnenden deutschen Gesellschaft zum Thema.

Stilistisch oft neuartige, manchmal hoch komplexe Werke ...

Die nicht nur durch die erfolgreichen Bücher von Emine Sevgi Özdamar immer stärker beachtete »Ausländerliteratur«, wie sie seit etwa 1985 meist genannt wurde, erweiterte rasch ihr Spektrum. Dante Andrea Franzetti und Francesco Micieli bereicherten die Literatursprache Deutsch, indem sie ihre Themen und Figuren, Stoffe und Motive ganz selbstverständlich in Italien und der deutschsprachigen Schweiz zugleich ansiedelten. Autoren aus Asien, Afrika und Lateinamerika, etwa der schon seit den fünfziger Jahren in Deutschland schreibende persische Lyriker Cyrus Atabay oder die seit 1982 in Deutschland lebende Japanerin Yoko Tawada, fanden ebenso Beachtung wie, nach 1990, auf Deutsch schreibende »Chamisso-Autoren« aus der DDR, etwa der mongolische Tuwine Galsan Tschinag oder der aus Syrien stammende Leipziger Lyriker und Essayist Adel Karasholi. Schriftsteller, die oft aus politischen Gründen ihre Heimatländer in Mittel-, Ost- und Südosteuropa hatten verlassen müssen, gerieten schon vor der »Wende« von 1989/90 verstärkt in den Blick. Sprachlich und stilistisch oft neu-

artige, manchmal hoch komplexe und bisweilen an Traditionen aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg anschließende Werke, etwa von Ota Filip, Libuše Moníková, Zsuzsanna Gahse, György Dalos, Herta Müller oder Richard Wagner, bereicherten die literarische Welt und nebenbei auch oft den damaligen Mitteleuropa-Diskurs. Die politischen Umbrüche von 1989/90 haben sich naturgemäß auf die »Chamisso-Literatur« ausgewirkt und noch im 21. Jahrhundert in bedeutenden Texten wie den Prosawerken von Dimitré Dinev oder Catalin Dorian Florescu ihren künstlerischen Niederschlag gefunden – als eine Art Initialzündung oder gar als ihre Ursache können sie nicht gelten. Das Phänomen gab es schon lange vorher. Was einmal mehr zeigt, dass die politische und die literarhistorische Entwicklung nicht unbedingt zeitgleich verlaufen müssen.

Eine ganze Generation deutsch-türkischer Großstadt-Jugendlicher »infiziert« und identifiziert sich mit den Texten

Mit dem Auftauchen von Schriftstellern, die der zweiten oder dritten Einwanderergeneration angehören und sich immer häufiger dem »Konflikt zwischen Vereinnahmung und Ausgrenzung« (Karl Esselborn) zu entziehen suchen, scheint die »Chamisso-Literatur« allmählich in der deutschsprachigen Literatur aufzugehen. In Deutschland aufgewachsene Autoren wie Zafer Şenocak oder Zehra Çırak, deren familiäre Wurzeln in der Türkei liegen, wollen sich seit langem weder der türkischen noch der deutschen Seite zurechnen lassen. Feridun Zaimoglu lieferte mit *Kanak Sprak* das Stichwort für eine ganze Generation deutsch-türkischer Großstadt-Jugendlicher und versteht sich, ähnlich wie Yadé Kara, Selim Özdoğan oder Imran Ayata, ganz selbstverständlich als literarischer Vertreter einer postkolonialen, hybriden Mischkultur. Bei zahlreichen jüngeren Autoren haben sich vielfältige interkulturelle Schreibweisen herausgebildet. Komplex strukturierte, durch häufige Perspektivenwechsel und polyphones Sprechen die gewohnten »eurozentristischen« Schreibweisen aufsprenkende Kunstwerke wie Ilija Trojanows *Der Weltensammler* stehen neben explizit sprachexperimenteller Prosa wie der des aus

Tschechien stammenden Wieners Michael Stavarič, post-postmodernen Ver- und Entwirrungsgeschichten wie dem ersten Roman der in Buenos Aires aufgewachsenen María Cecilia Barbeta oder humoristisch-burlesken, aber doch autobiografisch geprägten Werken wie dem Debütroman des 1978 in Bosnien geborenen Saša Stanišić. Eher traditionelle, ästhetisch ganz eigenständige Schreibweisen wie zum Beispiel die des 1966 in Leningrad geborenen Vladimir Vertlib oder die des 1969 in Siebenbürgen zur Welt gekommenen Claudiu M. Florian behalten dennoch ihre Berechtigung. Migrationsbilder im engeren Sinne, wie sie zum Beispiel in Texten der 1970 in Kasachstan geborenen Eleonora Hummel oder der 1973 in Dalmatien geborenen Marica Bodrožić gezeichnet werden, tragen heute nur noch vereinzelt zur »Chamisso-Literatur« der Gegenwart bei. Dennoch bleibt sie etwas Besonderes, bis in kleinste Verästelungen hinein: Viele Sprachbilder in den Gedichten von Tzvetta Sofronieva, Laszlo Csiba oder José F.A. Oliver sind ohne anderen kulturellen Hintergrund nicht vorstellbar. Dennoch sind die »Chamisso-Autoren« keineswegs Teil einer Gruppe, wie Uwe Pörksen betont, der in seiner Einleitung zum jüngsten, sehr lesenswerten »Valerio«-Heft der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung schreibt: »Sie haben keine Gruppenseele wie die Vogelschwärme, die scheinbar unbewusst ihre Flugrichtung ändern, wohl auch kaum ein Gruppenbewusstsein, kein gemeinsames literarisches Konzept, weder einen Kopf und Organisator noch Jahrestreffen, wo auf einem elektrischen Stuhl vorgelesen und vor ihm geurteilt und gerichtet wird. Keine marktorientierte Außenpolitik«.

Fazit: Es gibt, 36 Jahre nach dem damals ganz und gar außergewöhnlichen Poem *Was will Niyazi in der Naunynstraße* von Aras Ören, eine reichhaltige, vielfältige und beachtliche Literatur in deutscher Sprache, deren Bezugs- und Echoraum nicht dort liegt, wo die deutsche Sprache zu Hause ist – ganz unabhängig davon, wie unterschiedlich diese deutschsprachige Literatur aus aller Welt im Einzelnen auch sein mag und wohin sie sich in den kommenden Jahren entwickeln wird. Sie hat, wie gesagt, keinen allseits akzeptierten Namen. »Chamisso-Literatur«?

Klingt doch ganz gut.

::

Ich bin ein Baum, ein langer
Baum, die Wurzeln im anatolischen
Boden, die Blüten in Deutschland.

Handschriftliches Zitat von Alev Tekinay, der Adelbert-von-Chamisso-Förderpreisträgerin 1990. Sie wurde in Izmir geboren, studierte Germanistik in Deutschland und unterrichtet heute Türkisch und Deutsch als Fremdsprache in Bayern.

»Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld«

Adel, Armut und Kapital bei Adelbert von Chamisso

Von Michael Bienert

Große Umbrüche in der Gesellschaft verändern die Lektüre. Vertraute Werke liest man dann auf einmal anders, sie setzen neue Assoziationsketten frei. So kann es einem dieser Tage mit Schriften Adelbert von Chamissos gehen. Vor allem als erfolgreicher Einwanderer in die deutsche Kulturgeschichte wurde er in den letzten Jahren wahrgenommen, sein Weg vom politischen Flüchtling aus Frankreich zum anerkannten deutschen Dichter, Übersetzer und Naturforscher bleibt eine Orientierung für viele, die mit den Themen Einwanderung und Kulturaustausch zu tun haben. Seit dem Herbst 2008 drängt sich mit der weltweiten Krise der Geldwirtschaft ein anderes Motiv in den Vordergrund, etwa bei der neuerlichen Lektüre von Chamissos berühmtester Erzählung.



Schlemihl verkauft seinen Schatten. Kupferstich von George Cruikshank für eine illustrierte Ausgabe, 1835.

In *Peter Schlehmihs wundersamer Geschichte* geht es um einen Mann, der seinen Schatten verkauft, und aus diesem Grund lehnt seine Mitwelt ihn ab. In der Außenseiterrolle Schlehmihs verarbeitete Chamisso

seine Erfahrung als Ausländer, seine Schwierigkeiten, als gebürtiger Franzose in der deutschen Gesellschaft um 1800 anerkannt zu werden. Dieser Tage allerdings interessiert mehr der Umstand, wie und warum Schlemihl seinen Schatten los wird. Er verliert ihn ja nicht einfach oder wird beraubt, sondern tauscht ihn gegen ein Geldsäckel. Er opfert einen Teil von sich, also seine persönliche Integrität, um an eine Geldquelle zu kommen, die nie zu versiegen scheint.

Eine mysteriöse Kapitalvermehrung findet in dem Säckel statt, wie zuletzt in den Bilanzen der großen Banken. Schlemihl ist geblendet von der Möglichkeit, mehr Geld zu haben, als er jemals ausgeben kann. In ähnlicher Lage befand sich die Mehrheit der Finanzmanager, deren Verantwortungslosigkeit die akute Weltwirtschaftskrise ins Rollen brachte. Chamissos zeitloses Märchen warnt vor den verheerenden Folgen maßloser Geldgier: Wer denkt, er könne unendliche Reichtümer anhäufen, ohne dafür einen hohen Preis entrichten zu müssen, unterliegt einem teuflischen Irrtum.

Ein freier Mensch wird Schlemihl erst wieder, als er das fatale Geldsäckel in einen Abgrund wirft. Seinen Schatten bekommt er dadurch nicht zurück, aber eine neue Chance. Ausgerüstet mit Siebenmeilenstiefeln beginnt er ein neues Leben als Naturforscher. Sein Diener Bendel nutzt das hinterlassene Kapital, um eine wohlthätige Stiftung für Kranke und Hilfsbedürftige aufzubauen, das Schemihlium.

Die märchenhafte Einkleidung der Fabel täuscht nicht darüber hinweg, dass der Autor tief von den Idealen der Aufklärung durchdrungen war. Für Chamisso



Adelbert von Chamisso als junger Mann. Gemälde eines unbekannten Künstlers.

gab es kein Zurück in einen paradiesischen Zustand vor dem Sündenfall. Statt dessen skizzierte er zwei sehr vernünftige und bescheidene Optionen, die Welt ein wenig bewohnbarer zu machen.

So schreibt ein Mann, dessen Vertrauen in materielle Werte, in Geld und angeborene Vorrechte bereits früh erschüttert wurde. 1781 kam Chamisso auf Schloss Boncourt in der Champagne als Sohn eines Grafen zur

Welt. Mit der Französischen Revolution verlor die Familie ihren ganzen Besitz und musste ins Ausland fliehen. In einem Schulaufsatz Chamissos heißt es über seine Jugend: »Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land irrend, ohne Bindungen, ohne Vaterland, fast ohne Hoffnung, habe ich das Unglück kennengelernt; kaum war es mir vergönnt, den Erzeugern meiner Tage nützlich zu sein. An ihr Schicksal gebunden und ihren Schritten folgend, habe ich Brabant, Holland, das Reich

durchmessen; überall bot sich ein Bild des Unglücks in meinen Augen; überall fand ich Landsleute von allerhöchstem Rang ins Elend gestürzt.«

Vier Jahre irrte Chamissos Familie durch Europa, ehe sie in 1796 in Berlin eine Zuflucht fand. Seine älteren Brüder verdienten etwas Geld als Miniaturmaler, der jüngste musste Mutter und Schwester als »wohl-dressierter Blumenverfertiger und Verkäufer« zur Hand gehen. Adelbert, der damals noch Adélaïde gerufen wurde, begann eine Lehre als Maler an der Berliner Porzellanmanufaktur, durfte dann Page im Haushalt der preußischen Königin werden und zwei Jahre das französische Gymnasium besuchen. Mit 17 Jahren trat er in die preußische Armee ein, als Adliger stand ihm eine Offizierslaufbahn offen. Widerwillig zog der geborene Franzose 1806 in den Krieg gegen Napoleon, nach der preußischen Niederlage quittierte er den Dienst. Es folgten unruhige Wanderjahre zwischen Deutschland und Frankreich, in denen er vom Geld seiner Verwandten lebte und sich weigerte, eine arrangierte Ehe mit einer reichen Französin einzugehen.

»Ich bin ein Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich, Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Jakobiner bei den Aristokraten und bei den Demokraten ein Adliger«, beklagte sich Chamisso bei der befreundeten Schriftstellerin Germaine de Staël. Immerhin eine geistige Heimat gab es: die moderne europäische Literatur um 1800, deren Horizont weit gespannt war. Seit der Schulzeit las Chamisso Voltaire und Rousseau, Goethe und Schiller. In Berlin verkehrte er im Salon von Rahel Varnhagen und hatte jüdische Freunde. Um Standesunterschiede bekümmerte sich Chamisso wenig, auch in seinem eigenen Auftreten. Zeitgenossen beschreiben ihn als einen Mann, der in seinem abgeschabten Mantel – einer Kurtka, wie sie auch Peter Schlemihl trägt – auf viele wie ein Obdachloser wirkte, aber mit großer Herzlichkeit auf Fremde zugeht.

Nachdem 1810 in Berlin eine Universität gegründet worden war, entschloss sich Chamisso, dort Naturwissenschaften zu studieren und eine Laufbahn als Botaniker anzustreben. Er musste seine Studien unterbrechen, als 1813 der Aufstand gegen Napoleon ganz Preußen in einen nationalen Taumel versetzte. Freunde brachten ihn auf dem märkischen Gut Kunersdorf in Sicherheit, dort schrieb er zur Unterhaltung der Gastgeberfamilie das Märchen von Peter Schlemihl. Es scheint

paradox und hat doch seine Logik, dass Chamisso ein Werk der Weltliteratur genau in dem Augenblick gelang, als er sich entschlossen hatte, die Schriftstellerei zugunsten einer wissenschaftlichen Laufbahn an den Nagel zu hängen.

Bei einer dreijährigen Weltumsegelung auf dem russischen Forschungsschiff »Rurik« in den Jahren 1815 bis 1818 sammelte Chamisso das Kapital ein, von dem er bis zum Ende seiner Tage zehren sollte: große Sammlungen getrockneter Pflanzen, Mineralien, Kulturzeugnisse, eigene Notizen und Zeichnungen. Für seine Entdeckung des Generationswechsels einer Korallenart, der Salpen, verlieh ihm die Berliner Universität den Ehrendokortitel. Er bekam eine Anstellung am Botanischen Garten, wurde Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften und im Jahr 1835 auf Vorschlag Wilhelm von Humboldts in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt. Die wissenschaftliche Reputation sicherte ihm ein bescheidenes Einkommen, das es ihm erlaubte, eine Familie zu gründen.

Dem Dichter hat dieser Eintritt in eine bürgerliche Existenz nicht geschadet. Zwar ist sein literarisches Werk schmal geblieben. Aber Chamisso stand nicht unter dem Zwang, seinen Lebensunterhalt mit Schreiben verdienen zu müssen. Er war frei, in seiner Lyrik ganz verschiedene Töne anzuschlagen. Neben populärer Liebeslyrik und Balladen finden sich Versuche, Poesie aus dem Isländischen oder der Tonga-Sprache einzudeutschen. Chamisso gelangen auch sozialkritische Gedichte von großer Härte und Schärfe, die ihn zu einem Wegbereiter der kämpferischen Vormärzliteratur machten:

**Drei Taler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?**

**Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;**

bücher

- :: Adelbert von Chamisso, **Peter Schlemihls wundersame Geschichte**.
- :: Illustrierte Ausgaben im Insel Verlag (Karl G. Hirsch. Insel-Bücherei; Emil Preetorius, Insel-Taschenbuch) und in der Edition Signum (mit einem malerischen Zyklus von Ullrich Wannhoff)
- :: Kommentierte Ausgaben in den Verlagen Suhrkamp, Reclam, DTV, Klett
- :: Als Hörbuch bei Naxos, Griot und Hörbuchproduktionen
- :: Adelbert von Chamisso, **Die Gauner**. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2007
- :: Beatrix Langner, **Der wilde Europäer**. Matthes & Seitz Verlag Berlin 2008

**Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not,**

So beginnt Chamissos Gedicht »Der Bettler und sein Hund«. Ein alter Mann soll seinen treuen Gefährten ersäufen, weil er die Hundesteuer nicht bezahlen kann. Lieber bindet er sich selber einen Stein um den Hals und stürzt sich selbst in einen Brunnen. Das Ende vom Lied:

**Er ward verscharret in stiller Stund,
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.**

In einem anderen Gedicht lässt Chamisso eine böse Giftmischerin sagen: »Der Herrschaft Zauber ist das Geld.« Er selbst war gegen diesen Zauber immun, wusste indes sparsam und klug zu wirtschaften. Er legte sogar etwas Kapital in Eisenbahnaktien an, damals eine Zukunftstechnologie. »Wenn ich mich selbst nicht reich schreiben kann, so kann ich doch Andre reich machen«, bilanzierte Chamisso 1838, in seinem Todesjahr. Einmal gelang es ihm, sein poetisches Vermögen ganz direkt in Geld für einen guten Zweck umzumünzen. Chamisso schrieb zwei einfühlsame Gedichte über eine greise Berliner Waschfrau, die ihre Kinder weitgehend alleine großgezogen hatte und nun ohne Altersversorgung war. Chamisso ließ die Gedichte auf Loseblätter drucken und zu Gunsten der Frau verkaufen. 150 Taler kamen so zusammen, eine stattliche Summe.

Kein Zweifel, jeder Hartz-IV-Empfängerin, die sich abrackert, um ihre Kinder nicht verkommen zu lassen, brächte Chamisso heutzutage größeren Respekt entgegen, als den scheinbar allmächtigen grauen Männern aus der Welt des Kapitals. Bei ihm klang das so:

**Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt, ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.**

Gaunertricks & Lebenskunst

Einige Kritiker waren geradezu begeistert von dem bisher unbekannten Buch Adelbert von Chamissos, das der Berliner Matthes & Seitz-Verlag im Jahr 2007 veröffentlichte. *Die Gauner. Galerie der pfiffigsten Schliche und Kniffe berühmter Menschen* erschien zuerst 1836 zum Preis von einem Taler »in Commission bei F.A. Eupel in Sondershausen. Es handelt sich um eine Sammlung von Kriminalgeschichten »nach gedruckten und handschriftlichen Quellen herausgegeben von A. von Chamisso«, also mit falsch geschriebenem Namen. Der Editor der Neuausgabe ordnete in seinem Nachwort dieses Werk plausibel in Chamissos Gesamtwerk ein, denn fraglos hatte der Dichter ein Herz für die Spitzbuben und Randfiguren der Gesellschaft. Allein warum das Buch von 1836 so jämmerlich schlecht gemacht war und vor Druckfehlern und orthografischen Ungereimtheiten strotzte, konnte sich der Herausgeber Gerd Schäfer nicht erklären.

Den Schlüssel dazu liefert ein Brief Chamissos vom 18. September 1836 an seinen Bruder Hippolyte: »Ein Buchhändler-Verleger, der übrigens in schlechtem Ruf steht, findet meinen Namen bekannt genug, um ihn auf den Titel fabrizierter Bücher zu setzen, die er in Umlauf gebracht«, heißt es da. Offenbar ungefragt hatte ein Buchhändler in Thüringen die Sammlung von Gaunergeschichten unter dem Namen des seinerzeit populären Dichters herausgegeben. Chamisso vermied jedoch eine öffentliche Richtigstellung, um dem Machwerk nicht noch mehr Publizität zu verschaffen.

Peinlich für den Verlag, der es nun erneut als Chamissos Werk auf den Markt brachte. Doch mittlerweile kann Matthes & Seitz als rehabilitiert gelten. Im vergangenen Jahr erschien dort eine Biografie Chamissos von Beatrix Langner, die den Irrtum aufklärt. Sehr nah an den Quellen, dabei äußerst flüssig und anschaulich erzählt sie das Leben des deutschen Dichters aus französischem Adel, des Naturforschers und Weltreisenden.

Chamissos Modernität liegt für die Biografin nicht nur in seiner multikulturellen Ruhelosigkeit begründet, sondern vor allem in seiner Fähigkeit »keiner Bestimmung zu folgen und selbst Autor seines Lebens zu werden«. Der Aristokratensohn hat sich so radikal neu erfunden, seine wahre Bestimmung gesucht und danach gelebt, wie es nur wenigen gelingt. Dies sei, bilanziert seine Biografin, »höchste Lebenskunst«. ::

Viele Kulturen, eine Sprache – der Adelbert-von-Chamisso-Preis

Warum fördert die Robert Bosch Stiftung Literatur?

Von Michael Schwarz

Theodor Heuss sagte einmal, dass man mit Politik keine Kultur machen könne, vielleicht aber mit Kultur Politik. Die Robert Bosch Stiftung setzt in diesem Sinn immer wieder Kultur als Instrument ein, um ihre zentralen Themen wie Völkerverständigung, Bildung oder auch Wissenschaft voranzubringen. Beispiel Völkerverständigung: Wir sind überzeugt, dass die künstlerische Zusammenarbeit von Menschen unterschiedlicher kultureller und sprachlicher Herkunft ein geeigneter Weg zur Verständigung ist. Verständigung gelingt nur durch Dialog und Begegnung. Ein Dialog, der auch dann funktionieren sollte, wenn beispielsweise Politiker nicht mehr oder noch nicht miteinander sprechen, etwa auf dem Balkan. Die Kenntnis von Geschichte und Kultur anderer Länder bildet die Grundlage für Verständigung.

Die Literatur schafft noch mehr: Neugier erzeugen, das Verstehen des anderen erleichtern. Literatur kann das, ebenso wie sie auch Gegenstand des gemeinsamen Gesprächs ist – ein Anlass zur unvoreingenommenen Begegnung. Teilhabe an Gemeinschaft entsteht durch Mitreden. Wer schreibt, hat eine Stimme. Literatur ermöglicht den Zugang zu anderen Kulturen jenseits oberflächlicher Stereotypen und Klischees. Für Leser sind unbekannte Literaturen eine Bereicherung, für die Autoren und ihr Land ist das Interesse an ihrer Literatur ein Zeichen von Wertschätzung. Die Robert Bosch Stiftung hat mit der »Polnischen Bibliothek«, der »Tschechischen Bibliothek« und der »Türkischen Bibliothek« gezeigt, dass es noch viele dem deutschen Leser unbekannte literarischen Schätze gibt. Damit dies gelingt, braucht es einfühlsame und hochprofessionelle Übersetzer. Auch hier setzt die Robert Bosch Stiftung Zeichen durch zahlreiche internationale Programme.

Ein literarischer »Leuchtturm« ist seit vielen Jahren der Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch

Stiftung. Hier findet der Dialog der Kulturen statt, heruntergebrochen auf den einzelnen Autor, der mit seinem persönlichen, fremdem Hintergrund und seinem Werk einen herausragenden Beitrag zu unserer gemeinsamen Kultur leistet.

Warum ein Preis für die Literatur derer, deren Muttersprache nicht Deutsch ist?

»Wer das Fremde nur duldet, dem bleibt es fremd. Nur der Dialog öffnet die Türen zum Anderen und zu den Anderen. Das gilt für beide Seiten. Denn auch der Einheimische ist dem Fremden ein Fremder. [...] Das Gespräch [aber] bedarf der Sprache, um in Gang zu kommen. [...] Deshalb ist es so wichtig, dass Ausländer die Sprache des Landes, das ihnen auf Zeit oder für immer Wohnstatt bietet, kennen und sprechen. Denn mit der Kenntnis der Sprache lassen sie sich auch mit der Kultur ein, die diese Sprache repräsentiert. Und nur auf diese Weise kann der Dialog der Kulturen stattfinden.«

So beschreibt Heinz Friedrich, ehemaliger Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, den Kern des Adelbert-von-Chamisso-Preises. Die Idee für einen solchen Literaturpreis stammt von Harald Weinrich, der sie in einem 1983 im *Merkur* erschienenen Aufsatz unter dem Titel »Um eine Literatur von außen bittend« veröffentlicht hat. Ein Preis, der sich an jene deutsch schreibenden Autorinnen und Autoren richtet, die – geboren und aufgewachsen in einer anderen Kultur –, durch Arbeitsmigration, Asyl, Exil, Studium oder bewusste Wahl ihrer geistigen Heimat zur deutschen Sprache und Literatur gekommen sind.

Die Idee des Preises fand Anklang und rasch ihre Verwirklichung. Der Adelbert-von-Chamisso-Preis wurde 1985 von der Robert Bosch Stiftung als Förderer und Trägerin des Preises, vom Institut für Deutsch



Sommerliche Lesung des Chamisso-Preisträgers 2008 Saša Stanišić aus seinem Bestseller *Wie der Soldat das Grammophon repariert* und Gespräch mit Lerke von Saalfeld im Park vor der Robert Bosch Villa, Stuttgart im Juli 2008.

als Fremdsprache der Universität München unter Harald Weinrich und von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste unter ihrem Präsidenten Heinz Friedrich aus der Taufe gehoben.

»Deutschland ist ein Land, aus Sprache und Geschichte gemacht, und alle Personen, die von dieser Sprache Gebrauch machen, dass sie diese Geschichte weiterschreiben, sind unsere natürlichen Landsleute, sie mögen von innen kommen oder von außen.«
Harald Weinrich

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis ist ein Literaturpreis, der im deutschsprachigen Raum in seiner Ausrichtung einzigartig ist: Er honoriert herausragende literarische Qualität verbunden mit dem spezifischen kulturellen Hintergrund der Autoren. Die Preisträger haben unterschiedliche kulturelle Hintergründe, eines aber verbindet sie: die deutsche Sprache, in die sie eingewandert sind und die sie zu ihrer eigenen und wichtigsten Ausdrucksform gemacht haben. Dieser Wechsel geht weit über den Alltagsgebrauch hinaus. Er vollzieht sich in künstlerischer und literarischer Aneignung und macht das Werk der Adelbert-von-Chamisso-Preisträger zu einem eigenen, gleichwertigen Teil der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

Der Preis dokumentiert, dass Literatur und Sprache der Verständigung zwischen den Kulturen dient – in Deutschland, in Europa und darüber hinaus. Die Chamisso-Preisträger, die wie Elazar Benyoetz und Galsan Tschinag nicht in Deutschland leben und wirken, fördern mit ihren Werken den internationalen Gebrauch des Deutschen als Bildungssprache. Die im deutschen Sprachraum tätigen Preisträger zeigen, wie die Kultur derjenigen, die hier eine neue oder zweite

Heimat gefunden haben, mit der hiesigen zusammengeht und gleichzeitig notwendige neue Impulse setzt, die es ohne sie nicht gegeben hätte. Die Chamisso-Preisträger können im Idealfall noch mehr – sie können zu Vorbildern werden, insbesondere für Jugendliche mit Migrationshintergrund. Wir wissen, welche zentrale Rolle die Sprache für gelingende Integration spielt. Ohne ausreichende Sprachbeherrschung ist ein Leben und Arbeiten in der Gesellschaft nicht möglich. Die von der Robert Bosch Stiftung angeregten und unterstützten Lesungen und Workshops der Preisträger an Schulen, Büchereien und Theatern in Deutschland und Europa eröffnen vielen jungen Menschen erstmals einen Zugang zur Literatur. Es macht auch dies den besonderen Charakter des Preises aus, dass er nicht allein in einer Prämierung besteht, sondern durch die Begleitförderung zusätzliche gesellschaftliche Akzente setzt.

Seit der ersten Preisverleihung 1985 an Aras Ören und Rafik Schami sind insgesamt 56 Schriftsteller aus über zwanzig Herkunftsländern ausgezeichnet worden. Die seit 1997 verliehene »Ehrengabe zum Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung« wurde bisher an drei Persönlichkeiten vergeben, die durch ihr Lebenswerk in besonderer Weise im Sinne des Preises gewirkt haben: Jiří Gruša, Imre Kertész und Harald Weinrich. Die Robert Bosch Stiftung hat in unregelmäßigen Abständen Chamisso-Tage veranstaltet, zu denen die Preisträger zu Lesungen und Schreibwerkstätten eingeladen wurden, zuerst in Stuttgart, dann in Basel und im Ruhrgebiet. Sie vergibt darüber hinaus Arbeitsstipendien an die Preisträger und fördert eine Chamisso-Poetikdozentur an der Technischen Universität Dresden. Ein Katalog begleitet eine Fotoausstellung der Preisträger, die in Zusammenarbeit mit dem Goethe Institut im deutschsprachigen Raum und bereits in weiten Teilen Europas präsentiert wurde. ::

Chamisso-Preisträger unterwegs

María Cecilia Barbeta**6.3.** 20 Uhr**Literaturhaus München**
Salvatorplatz 1www.literaturhaus-muenchen.de

Der Roman *Änderungsschneiderei Los Milagros* von **María Cecilia Barbeta** spielt formal originell mit den großen lateinamerikanischen Traditionen phantastischen Erzählens und der Telenovela und führt die Leser in eine Wunderkammer, die zu vielen Überraschungen einlädt.

Artur Becker**6.3.** 20 Uhr**Literaturhaus München**
Salvatorplatz 1www.literaturhaus-muenchen.de

In seinem jüngsten Buch *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* erzählt **Artur Becker** spannend, kraftvoll und vielschichtig von der Reise seines Protagonisten in dessen frühere Heimat am masurischen Dadajsee, die dieser zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte.

**Tzveta Sofronieva****6.3.** 20 Uhr**Literaturhaus München**
Salvatorplatz 1www.literaturhaus-muenchen.de

Tzveta Sofronieva ist fasziniert von der Vielfalt und Verschiedenheit der Sprache. Sie reflektiert über die Herkunft von Wörtern, über die Schwierigkeit, Wörter zu transferieren, wenn man sie ihres Zusammenhangs beraubt. Solches Nachdenken ist der Motor ihres Dichtens.

Galsan Tschinag**9.3.****Literaturhaus Berlin**
Fasanenstraße 23www.literaturhaus-berlin.de

In seinem neuesten Buch *Die Rückkehr* schildert **Galsan Tschinag** die abenteuerliche Geschichte, wie er als Oberhaupt seines Stammes im Jahr 1995 die in die Mongolei umgesiedelten Tuwa mit einer Karawane von 2000 Menschen in die Heimat am hohen Altai zurückführte.

**Saša Stanišić****15.4.****Literaturhaus Salzburg**
Strubergasse 23/
H.C. Artmann-Platzwww.literaturhaus-salzburg.at

Saša Stanišić war 2008 mit gerade 30 Jahren der jüngste Chamisso-Preisträger und ist mit 24 Übersetzungen seines ersten, burlesken Romans über einen bosnischen Jungen im Krieg – *Wie der Soldat das Grammophon repariert* – auch international einer der erfolgreichsten.

Michael Stavarich**15.4.****Literaturhaus Salzburg**
Strubergasse 23/
H.C. Artmann-Platzwww.literaturhaus-salzburg.at

Michael Stavarich stammt aus dem tschechischen Brunn und lebt als Schriftsteller und Übersetzer in Wien. Er schreibt Gedichte, Kinderbücher und Romane, zuletzt *Terminifera*, *Magma* und *Böse Spiele*, in denen es um Einzelgänger in einer befremdlichen Welt geht.

**Catalin Dorian Florescu****15.4.****Literaturhaus Salzburg**
Strubergasse 23/
H.C. Artmann-Platzwww.literaturhaus-salzburg.at

In seinem neuen Roman erzählt der in Rumänien geborene, heute in Zürich lebende Schriftsteller und Therapeut **Catalin Dorian Florescu** die Geschichte von Zaira und einer Reise von Osteuropa nach Amerika; er erzählt auch von einer unmöglichen Liebe, die Jahrzehnte überdauert.

Marica Bodrožić**22.4.** 20 Uhr**Literaturhaus München**
Salvatorplatz 1www.literaturhaus-muenchen.de

Das Deutsche, ein »Gewirk aus Bewegungen, Tönen, Gerüchen, Kopf- und Körperhaltungen, aus Augenblicken, Augenfarben, Mundregionen und Wangenleuchten«: so sinnlich hat es sich dem Kind, das **Marica Bodrožić** einmal war, nach dem Umzug aus Jugoslawien dargestellt.

**Eleonora Hummel****22.4.** 20 Uhr**Literaturhaus München**
Salvatorplatz 1www.literaturhaus-muenchen.de

Die Fische von Berlin, der Debütroman von **Eleonora Hummel**, handelt von einer russlanddeutschen Familie, die nach jahrelangem Warten aus Kasachstan nach Deutschland ausreisen darf. Die Perspektive des jungen Mädchens Alina Schmidt macht ihn fesselnd und in seinen Absurditäten reizvoll.

Artur Becker**30.4.****Literaturhaus Leipzig**
im Haus des Buches
Gerichtsweg 28www.haus-des-buches-leipzig.de

Ein von barocker Opulenz und Farbigkeit überbordender Roman ist *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken*. **Artur Becker** errichtet der Heimat seiner Kindheit, der masurischen Landschaft und ihren Menschen ein eindrucksvolles Sprachdenkmal.



Chamisso-Preisträger unterwegs

María Cecilia Barbeta

30.4.

**Literaturhaus Leipzig
im Haus des Buches**

Gerichtsweg 28

www.haus-des-buches-leipzig.de

Der erfolgreiche Debütroman *Änderungsschneiderei Los Milagros* von **María Cecilia Barbeta** erzählt am Beispiel zweier sehr unterschiedlicher junger Frauen und prägnanter Nebenfiguren in Buenos Aires von Liebe, Sehnsucht, Verzweiflung und enttäuschten Hoffnungen.

SAID

30.4.

Literaturhaus Salzburg

Strubergasse 23/

H.C. Artmann-Platz

www.literaturhaus-salzburg.at

»Dass diese liedhaften Gebete in einer einfachen, dennoch vielschichtigen Sprache formuliert sind, die in ihrer poetischen Schönheit den Leser tief ergreifen, betören, bis zur eigenen Sprachlosigkeit berauschen, das verdanken wir dem unvergleichlichen, wunderbaren Lyriker **SAID**«. (SWR)

**Sudابه Mohafez**

30.4.

Literaturhaus Salzburg

Strubergasse 23/

H.C. Artmann-Platz

www.literaturhaus-salzburg.at

Die Erzählungen von **Sudابه Mohafez** – *Wüstenhimmel*, *Sternenland* – sind poetisch wie Märchen und realistisch wie das Leben; auch ihr erster Roman *Gespräch in Meersnähe* fasziniert durch seine bildmächtige poetische Sprache und lässt die Leser nicht mehr los.

Artur Becker

5.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at

Die magische Macht der Erinnerung beherrscht in seinem neuesten Roman *Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken* die lebenspralle Gegenwart – zudem bekräftigt **Artur Becker** darin poetisch eindrucksvoll die enge Verbundenheit von polnischem und deutschem Sprachraum.

**Radek Knapp**

5.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at

Was fängt man an, wenn man die ersten zwei Jahrzehnte seines Lebens sorglos zugebracht hat? Der tragikomische, zutiefst sympathische Held Walerian – in dem Roman *Papiertiger* von **Radek Knapp** – folgt seiner Intuition, die ihm dringend vom eingeschlagenen Astronomiestudium abrät.

Zehra Çırak

7.5.

Literaturhaus Salzburg

Strubergasse 23/

H.C. Artmann-Platz

www.literaturhaus-salzburg.at

Zehra Çırak ist in Istanbul geboren und in Deutschland aufgewachsen. Seit langem arbeitet sie als Lyrikerin mit dem Objektkünstler Jürgen Walter zusammen und gemeinsam entstehen beeindruckende Performances zu poetischen Themen wie »Ich und Ich«, »Erdenweg« oder »Höhenflug«.

**Selim Özdoğan**

7.5.

Literaturhaus Salzburg

Strubergasse 23/

H.C. Artmann-Platz

www.literaturhaus-salzburg.at

»Über den Rhythmus seiner Sprache, die Dynamik seiner Worte, über mal poetische, mal hart-realistische Momente bringt **Selim Özdoğan** seine Geschichte *Zwischen zwei Träumen* so zum Pulsieren, dass man sich fast im Reich eines der Träume wähnt, um die es in der Story geht.« (WDR)

Yüksel Pazarkaya

7.5.

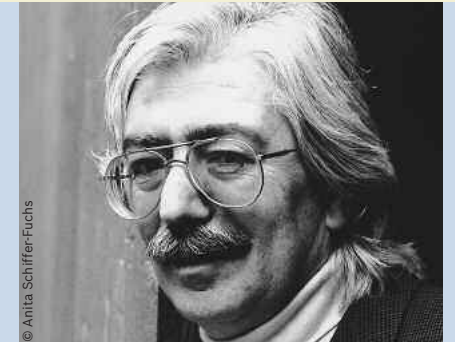
Literaturhaus Salzburg

Strubergasse 23/

H.C. Artmann-Platz

www.literaturhaus-salzburg.at

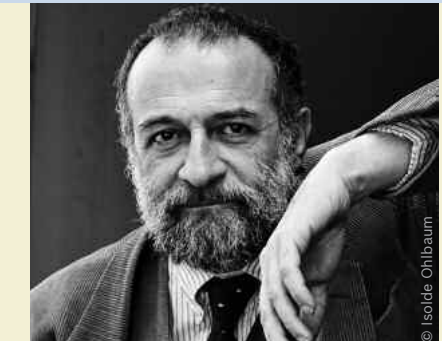
Nach Jahrzehnten des Fernbleibens und der Entfremdung reist Orhan, ein in Deutschland ausgebildeter IT-Pionier, in sein Heimatland, die Türkei. Diese Reise – im Roman *Ich und die Rose* von **Yüksel Pazarkaya** – geht einher mit dem Abstieg ins eigene Ich, der Suche nach sich selbst.

**SAID**

12.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at

»**SAID** sucht dem in menschlicher Sprache zur Lüge werdenden Wort Gottes zu entkommen, um sich in einen wortlosen Raum der Nähe zu Gott zu begeben. Wer SAIDs Psalmen aus der Hand legt, wird sie nicht wieder vergessen.« (NZZ)

Sudابه Mohafez

12.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at

Sudابه Mohafez – ihr Name könnte kaum poetischer und bedeutungsvoller sein. Der Vorname ist der einer arabischen Prinzessin aus dem iranischen Nationalepos, dem *Königsbuch*, und ihr Nachname erinnert an Hafez, den größten persischen Dichter.



Chamisso-Preisträger unterwegs

Feridun Zaimoglu

12.5.

Literaturhaus Leipzig
im Haus des Buches

Gerichtsweg 28

www.haus-des-buches-leipzig.de



Seine Karriere als deutscher Schriftsteller nahm einen aufregenden Weg von dem provozierenden Kultautor der *Kanak Sprak* zu dem »Romantiker« **Feridun Zaimoglu**, dessen bislang letzter Roman *Liebesbrand* als »traumsicher und poetisch«, als »pure Leidenschaft« gelobt wurde.

Michael Stavaric

12.5.

Literaturhaus Leipzig
im Haus des Buches

Gerichtsweg 28

www.haus-des-buches-leipzig.de

Michael Stavaric gilt als einer der interessanten jungen Autoren in Österreich. Mit seinen Büchern gelingt es ihm mit bewundernswertem Wissen und raffiniertem Erzählen, die Leser in einen Strudel der Geschichte und Geschichten hineinzuziehen.



Galsan Tschinag

18.5.

Literaturhaus Museums-
gesellschaft Zürich

Limmatquai 62

www.literaturhaus.ch



»Schamane wird man nicht, das ist man«, schreibt **Galsan Tschinag**. »Es geht um ein besonderes Talent, um die Fähigkeit, mehr hören, mehr sehen, mehr wahrnehmen zu können als andere. Aber Begabung ist nur ein Teil, der Rest ist harte Arbeit, Bildung, Lernen und nochmals Lernen.«

Luo Lingyuan

19.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at

Luo Lingyuan wurde in China geboren, wo sie Computerwissenschaft und Journalismus studierte. Seit 1990 lebt sie in Berlin und beschreibt in ihren Erzählungen und Romanen eindrucksvoll den Alltag hier wie dort mit seinen Grausamkeiten und seinen Träumen.



Que Du Luu

19.5.

Literaturhaus Graz

Elisabethstraße 30

www.literaturhaus-graz.at



Que Du Luu erzählt in ihrem ersten Roman *Totalschaden* rasant und bisweilen grotesk die Geschichte des menschenfeindlichen, unbeholfenen Jungen Patrick. Dabei beweist sie eine außergewöhnliche Begabung für gute, knappe und immer wieder komische Dialoge.

25 Jahre
56 Autoren

1985

Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)

1986

Ota Filip

1987

Franco Biondi
Gino Chiellino

1988

Elazar Benyoetz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989

Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)

1990

Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991

Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992

Adel Karasholi
Galsan Tschinag

1993

Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)

1994

Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995

György Dalos
László Csiba (Förderpreis)

1996

Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997

Güney Dal
José F. A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe)

1998

Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999

Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)

2000

Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001

Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002

SAID
Catalin Dorian Florescu
(Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)

2003

Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004

Asfa-Wossen Aserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)

2005

Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)

2006

Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)

2007

Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)

2008

Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavaric (Förderpreis)

2009

Artur Becker
Tzvetta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta
(Förderpreis)

Mehr über sämtliche Chamisso-
Preisträger können Sie unter
www.bosch-stiftung.de erfahren.

noutăți, nowości, novosti, yemlikler, novice

neuigkeiten

Der Kunstpreis Berlin 2009 – in der Sparte Literatur »Fontane-Preis« genannt – wird am 18. März in der Berliner Akademie der Künste an die Schriftstellerin, Regisseurin und Schauspielerin **Emine Sevgi Özdamar** (Chamisso-Preisträgerin 1999) verliehen. Die in der Türkei geborene und seit 1976 in Berlin lebende Autorin wird für ein Werk ausgezeichnet, das – so die Begründung der Jury – ein Beispiel dafür ist, »dass beim Aufeinandertreffen von Unterschieden nicht Nivellierung die Folge sein muss, sondern dass durch die Vermischung unterschiedlicher Denk-, Sprech- und Gefühlsweisen etwas Neues entstehen kann, das für beide Seiten Gewinn ist. Gerade der Kontrast hat sie zur Dichterin gemacht.«

Der Chamisso-Förderpreisträger des Jahres 2008, **Michael Stavarič**, erhält (zusammen mit Agnieszka Piwowarska) den Hohenemser Literaturpreis 2009, der zum ersten Mal ausgeschrieben wurde und im Juni im Rahmen einer Veranstaltung in der vorarlbergischen Stadt Hohenems verliehen wird. Ausgezeichnet werden damit »deutschsprachige AutorInnen nichtdeutscher Muttersprache«, die unveröffentlichte Prosatexte bei freier Themenwahl anonym einreichen konnten. In der Jury sind unter anderem auch die früheren Chamisso-PreisträgerInnen Zsuzsanna Gahse und Zafer Şenocak.

Zur **25. Adelbert-von-Chamisso-Preisverleihung** am 5. März in der Allerheiligen-Hofkirche der Münchner Residenz haben sich zahlreiche ehemalige Preisträgerinnen und Preisträger angekündigt, darunter Asfa-Wossen Asserate, Franco Biondi, Gino Chiellino, Zehra Çırak, György Dalos, Ota Filip, Dante Andrea Franzetti, Zsuzsanna Gahse, Adel Karasholi, Yüksel Pazarkaya und Ilma Rakusa. Als deren Vertreter wird SAID als Grußwort »einen Brief an Chamisso« vorlesen.

Eingezogen in die Sprache, angekommen in der Literatur lautet der Titel der Nummer 8/2008 von *Valerio*, der Heftreihe der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Herausgegeben von Uwe Pörksen und Bernd Busch werden darin »Positionen des Schreibens in unserem Einwanderungsland« thematisiert, unter anderem von den Chamisso-PreisträgerInnen Ilija Trojanow, Adel Karasholi, José F.A. Oliver, Ilma Rakusa, Yoko Tawada und Saša Stanišić. Erschienen ist *Valerio* im Wallstein Verlag, hat 116 Seiten und kostet 10 Euro.

Auf der **Leipziger Buchmesse 2009** werden die drei diesjährigen PreisträgerInnen Artur Becker, María Cecilia Barbetta und Tzveta Sofronieva am 12., 13. und 14. März um 15 Uhr am ARTE-Stand aus ihren Werken lesen und mit Lerke von Saalfeld Gespräche führen.

Der Chamisso-Preis im Fernsehen

Übertragung der Preisverleihung in »Denkzeit« am Samstag, den 14. März um 22.30 Uhr in BR alpha.

Gespräch mit Artur Becker in BR alpha forum extra am 4. März um 20.15 Uhr, Wh. am 5. März um 13.00 Uhr.

Gespräch mit María Cecilia Barbetta und Tzveta Sofronieva in BR alpha forum extra am 5. März um 20.15 Uhr, Wh. am 6. März um 13.00 Uhr.

Ausblick

Geplant sind weitere Lesungen von Chamisso-Preisträgerinnen und Preisträgern in den Literaturhäusern Frankfurt im Juni mit Zsuzsa Bánk, Marica Bodrožić, Léda Forgó und Ilma Rakusa; Hamburg im Juni mit María Cecilia Barbetta, Artur Becker, Catalin Dorian Florescu und Yoko Tawada; Rostock von September bis November unter anderem mit Terézia Mora und Léda Forgó; außerdem in Berlin, Köln, München und Stuttgart.

Chamisso – wohin? Über die deutschsprachige Literatur von Autoren aus aller Welt Symposium der Robert Bosch Stiftung, Stuttgart, und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach am Neckar vom 25. bis 27. November.

Die Autoren dieser Chamisso-Ausgabe

Vladimir Balzer, Jahrgang 1973, ist mit Russisch und Deutsch groß geworden. Er studierte in Leipzig, Dublin und Venedig. Jetzt lebt er in Berlin als Journalist, Kritiker und Moderator beim Deutschlandradio Kultur und beim MDR Hörfunk.

Michael Bienert, Jahrgang 1964, lebt seit 1977 in Berlin. Seit dem Germanistik- und Philosophiestudium arbeitet er als Autor und Journalist, konzipierte Ausstellungen und Stadtpaziergänge. Zur

Zeit schreibt er als Kulturberichterstatter über Berliner Ereignisse für die Stuttgarter Zeitung und Essays für andere namhafte Zeitungen und Zeitschriften. Seine Bücher thematisieren die Berliner Literatur- und Kulturgeschichte, zuletzt erschienen das *Reiselesebuch Berlin* und *Stille Winkel in Potsdam*.

Klaus Hübner arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

Michael Schwarz, Jahrgang 1977, absolvierte sein Studium der Verwaltungswissenschaft in Konstanz und in den USA. Er arbeitete bei einer international tätigen Kommunikationsberatung in München und Berlin, ist seit 2005 bei der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart tätig und leitet jetzt die Kommunikationsabteilung.

Michael Speier, Jahrgang 1950, lebt als Autor, Übersetzer und Literaturwissenschaftler in Berlin. Er veröffentlichte Gedichtbände, Lyrik-Anthologien und Überset-

zungen, 2007 erhielt er den Literaturpreis der Deutschen Schillerstiftung Weimar. Nach Lehrtätigkeiten an verschiedenen Universitäten in Deutschland und in den USA ist er seit 1997 Honorarprofessor an der University of Cincinnati, außerdem Gründer und Herausgeber der Literaturzeitschrift *Park* und des *Paul-Celan-Jahrbuchs*.

Monika Straňáková, Jahrgang 1972, studierte in Bratislava Germanistik und Hungaristik. Sie war 2002-2004 Stipendiatin des interdisziplinären DFG-Graduiertenkollegs »Europäische Integration und gesellschaftlicher Strukturwandel« an der Universität Osnabrück und promovierte über »Literarische Grenzüberschreitungen. Fremdeits- und Europa-Diskurs in den Werken von Barbara Frischmuth, Dzevad Karahasan und Zafer Şenocak«. Zur Zeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Germanistik-Lehrstuhl der Konstantin-Universität in Nitra/Slowakei.

Cornelia Zetzsche wurde in Leipzig geboren, studierte Germanistik, Geschichte, Politik und Journalismus in Tübingen. Sie war Mitarbeiterin bei Printmedien, Fernsehen und Radio, Kuratorin von Festivals und Lehrbeauftragte an der Universität. Heute arbeitet sie in München als Literaturredakteurin und Moderatorin für Sendungen wie »Das offene Buch«, »radioTexte« und im Bücher-Magazin »Diwan«, das gelegentlich auch Off Air auf Buchmessen, Festivals und anderswo gastiert.

Impressum

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion
Irene Ferchl, Frank W. Albers

Fotos
Yves Noir

Gestaltung
röger & röttenbacher, Büro für Gestaltung, Leonberg

Druck
Gulde Druck, Tübingen

© 2009 bei den Autoren, Fotografen und dem Herausgeber

Alle Rechte vorbehalten

www.bosch-stiftung.de

arte



**25 Jahre Adelbert-von-Chamisso-Preis
der Robert Bosch Stiftung**